Briefe von Moritz Hartman

Moritz Hartmann

Moritz Hartmann
Briefe

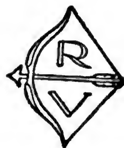
Briefe

von

Moritz Hartmann

Ausgewählt und eingeleitet von

Prof. Dr. Rudolf Wolkan



Rikola Verlag

Wien Berlin Leipzig München

1921

Druck der Offizin der Waldheim-Eberle A. G., Wien

Die Zeitverhältnisse gestatteten es nicht, eine größere Zahl von Briefen Hartmanns, wie es anfangs geplant war, der Öffentlichkeit zu übergeben. So ist die hier getroffene Auswahl nur ein kleines Angebinde zu des Dichters hundertstem Geburtstage am 15. Oktober. Ich mußte mich bescheiden, die wichtigsten und für das Leben und Schaffen Hartmanns kennzeichnenden Briefe zusammenzustellen und hoffe, daß auch sie dazu beitragen werden, das Bild des edlen und schaffensfreudigen Mannes in unserer Gegenwart neu zu beleben.

Die hier mitgeteilten Briefe stammen zum Teil aus dem Besitze seines Sohnes, Prof. Ludo M. Hartmann, dem ich für seine Bereitwilligkeit, sie mir zu überlassen, meinen besten Dank sage, zum Teile aus meinen eigenen Sammlungen.

Wien, Juli 1921

Rudolf Wolkan

Vorwort

Ein „zerrissenes, armes Dorf“ nennt Hartmann selbst in seinem Roman „Der Krieg um den Wald“ seinen Geburtsort Duschnik, und die Schilderung, die er uns weiter von ihm gibt, zeigt, daß er auch sonst jedes Reizes entbehren mochte. „Ein kleines Schlößchen mit einer unbedeutenden Turmuhr und ein mit Mauern umgebener Kohlgarten, der sich Schloßgarten nennt, bilden seinen ganzen Schmuck. Sonst Strohdächer, teilweise noch mit Rasen bedeckt, aus denen wilde Pflanzen aufwuchern, einzelne Bäume, zerbrochene Holzhecken, tiefe Lehmgruben mitten zwischen den Häusern, ein heiliger Johann von Nepomuk in der Mitte, einzelne rotangestrichene Fensterläden an den wohlhabendsten Häusern — in der Ferne das dumpfe Klopfen der Eisenhämmer und der ewig aufsteigende Rauch der Silberschmelzhütte — das ist das ganze Dorf.“ So recht ein Vertreter tschechischer Siedlungsweise, wie wir sie auch heute noch bei jeder Wanderung ins Innere des Landes treffen. Aber die Phantasie des Knaben sieht den Ort von Poesie umflossen, und er liebt ihn auch noch in späten Jahren, weil er ihm barg, was ihm das Höchste im Leben war, die Liebe seiner Mutter. Seine Einbildungskraft findet Nahrung im nahen Walde, auf den Wiesen, die das Dorf umsäumen, und in den Erzählungen von Großvater, Vater und einem alten Bergknappen, den der Vater zur größeren Sicherheit der Seinen ins Haus nimmt. Der Vater erscheint ihm als Verkörperung der harten Wirklichkeit, die Mutter aber ist ihm alles. Sie hat ihn nicht nur mit nie ermüdender Liebe und Sorgfalt betreut, sie hat ihn auch das tiefe Mitleid mit allen Mühseligen und Bedrückten gelehrt, das ihn als Mann an die Seite der nach Licht

und Freiheit ringenden Völker stellte. Er weiß, daß er der Mutter Herz mit manchem tiefen Leide genährt hat, aber je mehr sie der Tränen um ihn vergoß, desto liebevoller schlug ihr das Herz und träufelte so in manchen Kummer Linderung und Genesung. Nichts trifft ihn tiefer als eine Klage seiner Mutter, und als er einst, ein Flüchtling, von Sehnsucht nach der Mutter getrieben, heimlich über die Grenze schleicht, um sie wieder einmal in seine Arme schließen zu können, kann er das bange Wort, mit dem sie ihn begrüßt: „O Gott, wie blaß sind deine Wangen!“ auch nach Jahren nicht vergessen. Nichts hat ihn die Qualen der Verbannung so zu tiefst empfinden lassen, als die Trennung von seiner Mutter, die sterben mußte, ohne daß ihr der Sohn die Augen hätte schließen können. Und noch das letzte seiner Werke, als Hartmann selbst schon die Fittiche des Todes über seinem Haupte zu hören meinte, sollte dem „Andenken der Mutter“ gewidmet sein und ein dauerndes Denkmal für sie werden; das Schicksal hat es ihm nicht gegönnt, das Werk zu vollenden.

Wie Hartmann sein Leben lang treu an der Mutter gehangen, so hat er auch die Liebe, die sie ihn gelehrt, als seines Lebens schönsten Teil sich bewahrt. Noch in späten Jahren singt er:

Oh, wenn für die Menschheit, die kranke,
Ich jemals ein Weh gefühlt,
Ich weiß, wem ich das danke,
Warum es niemals verkühlt.
Und wenn von Lieb' zwei Funken
Je diese Brust durchglüht,
Aus welcher Glut sie gesunken,
Ich weiß es, aus welchem Gemüt.

Liebe wird ihm der Inbegriff alles Lebens. Mit solcher Liebe umschließt er auch die Seinen, namentlich seine Frau. Er hatte

viele Länder durchwandert und viel Liebe empfangen und gegeben, bevor er sich zur Heirat entschloß. Als seine Pariser Freunde die Nachricht erhielten, er habe sich in Genf mit der Tochter des dortigen Institutsinhabers Rödiger verlobt, erschien sie ihnen kaum glaublich. Selbst sein Freund Bamberger meinte: „J'aurais cru plutôt, que c'est le pape, qui se mariait." Als er dann selbst in Paris erschien, um von der Stadt und seinem ihm lieb gewordenen Kreise Abschied zu nehmen, schreibt er an seine Braut viel von der Herzlichkeit, mit der man ihn empfangen habe, und fügt hinzu: „Aller Freundschaft und Freundlichkeit zum Trotz fühle ich es von Tag zu Tag mehr, daß Du mir, wie es im Volksliede heißt, Vaterland und Vaterhaus bist; zu Dir allein zieht es mich, für Dich verlasse ich sans regrets eine ganze Welt, die ich mir durch zehn Jahre aufbaute, und mit Vergnügen. Einsamkeit oder vielmehr Zweisamkeit mit Dir scheint mir das Wünschenswertheste." Und weiter: „Zum wahren Glücke im Hause gehört eigentlich Nichts, was jenseits der Schwelle des Hauses vorgeht. Ist man nicht still in und mit sich befriedigt, aller Ruhm und Glanz, die von Außen kommen, werden es nicht thun." Schon damals schreibt er ihr: „Was mich betrifft, so fürchte ich hie und da in der Zukunft ein kleines Unwohlsein nicht, da ich mir Dich als Pflegerin dazu denke. Du mußt eine heilungsvolle Hand haben, wie Du einen heilungsvollen Blick hast." Er wußte nicht, wie oft dieser Wunsch sich später in die Tat umsetzen sollte. Die Trauung fand am 12. Juni 1860 in Genf statt, wohin Hartmann übersiedelte; drei Jahre später vertauschte er den Ort mit Stuttgart, wohin ihn vielfache literarische Beziehungen führten. In den Briefen an seine Freunde erscheint seine Frau oft als der gütige Stern, der über seinem Haupte leuchtete, seine Verehrung für sie gebraucht immer wärmere Worte. Als ihn im selben Jahre eine Krankheit ergriff, schreibt er an Bamberger: „Bertha weiß nicht, wie es mit mir steht; ist aber immer das gute, treue Weib, der es genug

ist, daß ich leide." Ende 1864 heißt es in einem Briefe an die Fürstin Orloff: „Sie ist überhaupt ein treffliches Weib und wie gemacht für mich, da es ihr nicht einfällt, ein Iota ihres Glücks außer dem Hause zu suchen." Aber der ganze Reichtum ihres Herzens und Gemütes zeigte sich erst, als Hartmann in seinen letzten Jahren schwerster Krankheit anheimfiel, die auch sein Ende herbeiführte. Ihr Sohn, Ludo Moritz Hartmann, sagt in einer, dem Andenken der Mutter gewidmeten Aufzeichnung über sie: „Daneben sehe ich meine Mutter, die ab- und zuging und gleichsam über Allem schwebte wie ein guter Genius, die meinen Vater allein pflegte, Alles im Hause anordnete, dafür sorgte, daß mein Vater in keiner Weise gestört würde und die sich überdies nicht nur um mein leibliches Wohl kümmerte, sondern auch Zeit fand, als meine erste Lehrerin mich in die Geheimnisse des Lebens einzuführen. Ich sehe sie mitunter außerhalb des Krankenzimmers mit dem Ausdrucke des Schmerzes und der Verzweiflung, deren Ursache ich freilich höchstens unbestimmt ahnte, in Anwesenheit meines Vaters aber mit einer gleichmäßigen Heiterkeit. Stets von guten Freunden unterstützt, fand sie Zeit, Wohnungen zu suchen, und die häufig notwendig werdenden Umzüge so zu leiten, daß mein Vater möglichst wenig unter ihnen zu leiden hatte, und die Korrespondenz mit den fernen Freunden zu führen, die immer wieder dringend Nachrichten verlangten. Aber, was mir, wenn ich zurückblicke, auffällt, keine Spur von Nervosität; Alles erschien als selbstverständlich, nicht als Opfer, nicht einmal als Pflicht. Eine harmonische Atmosphäre, durch keinen inneren Mißklang gestört, durchflutet, wenn ich so sagen darf, von einer Rührung, die sich in den unter Schmerzen lächelnden Augen meines Vaters ausdrückte, und von der auch das trotz Allem heitere, wilde Kind mitunter unbewußt ergriffen wurde."

Eine vorübergehende Besserung im Frühjahr 1870 ließ den Dichter seinen gewohnten Briefwechsel wieder aufnehmen.

Fast kein Brief, in dem er nicht dankbar seine Frau rühmen würde. An Walesrode schreibt er: „Wenn ich noch lebe, mich des Lebens freue, ja, es mit günstigerem und innigerem Auge ansehe als früher, wem danke ich das? Wem sonst als dem unvergleichlichen Weibe, das Sie kennen, nein, das Sie nicht kennen, wie ich es vor meiner Leidenszeit auch nicht gekannt habe. Denn keine Phantasie, auch die liebendste nicht, kann sich, ohne die Erfahrung gemacht zu haben, diese Opferfähigkeit, diese heldenmütige Liebe, dieses wirklich Unglaubliche vorstellen. Mir fehlt von nun an zum vollkommensten Glück nichts als Gesundheit, ja, selbst eine angenagte will ich künftig mit Glück tragen, wenn es mir nur gegönnt ist, noch eine Zeit lang neben dieser Pilgerin einherzuwandeln." Er sollte sich solchen Glückes nicht mehr allzulange erfreuen. Die Krankheitserscheinungen traten erneut und verstärkt wieder auf, der sieche Körper konnte ihrer nicht mehr Herr werden; am 13. Mai 1872 starb Hartmann in den Armen seiner Frau.

Hartmann muß schwer aus dem Leben geschieden sein; ließ er doch nicht nur die treueste Gefährtin seines Lebens zurück, sondern auch einen Sohn, Ludo, an dem sein Herz mit all der starken Liebe, deren es fähig war, hing. Wie war er doch glücklich gewesen, als ihm am 4. Mai 1861 sein erster Sohn Heinrich geboren wurde. Im Vollbewußtsein seines Glückes ruft er aus:

Ich hab' ein Kind! — Das sagt: aus einem Zelt
Ward mir zu einem Hause diese Welt.

In einem Briefe an die Fürstin Trubetzkoi jubelt er: „Mein Junge ist die Blüthe selbst, der Überfluß des Lebens und wird von Tag zu Tag liebenswürdiger und hübscher. Er hat ein Paar so treuer und guter Augen, daß es eine Freude ist, darein zu sehen — und daß ich mit dieser Beschäftigung viel Zeit verliere."

In Stuttgart traf ihn der herbste Schlag seines Lebens.

Noch am 16. März 1865, vierzehn Tage nach der Geburt seines zweiten Sohnes, konnte er an Bamberger schreiben: „Hinze ist und bleibt die erste Säule meines Reiches und Glückes, und er verdient es zu bleiben, denn er ist ein erstaunlich guter, wenn auch etwas zu empfindsamer Junge.“ Da begann das Kind plötzlich zu kränkeln und schon am 11. September war es gestorben. An diesem Tage schreibt er an Bamberger, dem er sofort das Schreckliche melden will: „Das schönste Stück meines Daseins ist begraben und ich werde mich nie trösten. Und meine arme Bertha! Wir waren ja nicht ein, zwei, drei Leben, wir waren ein einziges Leben, und diese Lücke wird nicht auszufüllen sein. Es ist aus. Das Beste liegt hinter uns und unendliches Glück, Liebe, Hoffnung sind begraben.“ Und als Bamberger es versucht, den Freund zu trösten, antwortet ihm Hartmann: „Es gibt eben Dinge, die man beim besten Willen nicht vergißt und nie vergessen wird. Mein lieber Freund, die Nacht, die letzte Nacht, die ich am Bette des armen Kindes verbracht, während ich ihm kalte Umschläge machte, diese Nacht ist ein ewiger Schmerz, ein reelles, wirkliches Leid, das ich nie los werden werde.“ Noch im nächsten Jahre klagt er: „Jetzt sind es schon sieben Monate, daß das teure Kind tot ist, und treibt schon der Frühling auf seinem Grabe. Aber der Schmerz ist derselbe, und ich weiß, daß, wenn ich mit Bewußtsein sterbe, ich in der letzten Stunde dieses Verlustes denken werde, wie jetzt.“

Mit gleicher Treue und Anhänglichkeit hielt Hartmann auch an jenem Kreise seiner Freunde fest, die sich im Laufe der Jahre als echt erwiesen hatten. An Ludwig Bamberger, mit dem er in herzlichster Verbindung selbst dann blieb, als sich nach dem Jahre 1866 ihre politischen Anschauungen getrennt hatten und Bamberger in das von Hartmann so bekämpfte preußische Lager übergegangen war; an L. Kompert, einem seiner ältesten Freunde, den er zwar viele Jahre aus den Augen verloren hatte, mit dem er aber die alten, herzlichen Bezie-

hungen sofort wieder aufnahm, als er nach Wien zurückkehrte; an Max Schlesinger, Walesrode, Szarvady, seinen alten Kampfgenossen, an dem Weisen von Königsberg Johann Jacoby, dem einzigen fast seiner Freunde, mit dem er sich politisch dauernd eins fühlte, an den Familien der Fürsten Trubetzkoi und Orloff, an Ferdinand Hiller und Paul Heyse und an den zahlreichen Freunden, die er sich in Paris, Stuttgart und Wien gewonnen hatte. Schon seine äußere Erscheinung muß eine ungemein anziehende gewesen sein, wie alle Zeitgenossen übereinstimmend berichten und wie aus den Bildern bedeutender Künstler, namentlich Gustave Ricards, hervorgeht. Gottfr. Kinkel rühmt 1848 seine hinreißende Erscheinung: „Schön, freundlich, und dabei fest in seiner Überzeugung, mit jenen zwei höchsten Gaben der Konversation ausgestattet, erstens ruhig zu hören und zweitens vortrefflich zu sprechen.“ Und Bamberger sagt in seinen Erinnerungen: „Seine Konversationsgabe war eine der vollendetsten, die mir vorgekommen sind, sein Erzählertalent mündlich dem schriftstellerischen noch überlegen, wie überhaupt bei allen schönen Eigenschaften seiner fruchtbaren und leicht beweglichen Feder der Mensch in ihm das wahrhaft bezaubernde und alles andere überragende war. Der wunderschöne Kopf, ein Paar entzückende Augen, ein Organ, dessen lieblicher Silberton allein schon die Herzen bezwang, das alles mit dem Ernst seines Geistes und Charakters verbunden, machten ihn, und mit Recht, zu einem der beliebtesten Menschen seiner jeweiligen Umgebung.“

Hartmanns Liebe erschöpfte sich nicht im Umgange mit seiner Familie und seinen Freunden; tief und allumfassend, wie sie war, galt sie vor allem auch seinem deutschen Vaterlande und der ganzen Menschheit. Das bestimmt seine politische Stellung, zunächst in Böhmen. Hier hatten schon seit langer Zeit die Deutschen alle Bestrebungen der Tschechen, ihr Volk einer Wiedergeburt zuzuführen, mit warmer Zustimmung begrüßt. Seit den Tagen, als die Romantiker nationale Stoffe Böh-

mens zu bearbeiten begonnen hatten, und die Königinhofer Handschrift ein unanfechtbarer Beweis alter tschechischer Kultur zu sein schien, hatten auch die deutschen Schriftsteller Böhmens sich mit der Geschichte ihrer Heimat beschäftigt und ihr die Stoffe ihrer dichterischen Tätigkeit entnommen. Noch fühlten sie nicht den Unterschied zwischen Deutschen und Tschechen, das Land erschien ihnen als von e i n e m Volk, den Böhmen, bewohnt und selbst Hartmann war damals noch der Meinung, es handle sich den Tschechen nur um die Freiheit, nicht um die Betätigung nationaler Bestrebungen. Aus dieser Verkennung der tatsächlichen Absichten der Tschechen ist es zu erklären, daß er die Tschechen in seinem „Kelch und Schwert" auf das deutsche Volk hinweist, an dessen stammverwandtem Herzen Böhmen sich ausweinen könne, und dessen weites Haus für alle großen, heiligen Schmerzen offen stehe. Bald aber mußte er sich überzeugen, wie sehr er sich im Wesen der tschechischen Bewegung getäuscht habe. Sein Freund Alfred Meißner schrieb ihm, der damals sich in Leipzig befand, bald nach Erscheinen seiner erwähnten Gedichte: „Dein Erfolg bei den echten Czechen ist kleiner, als ich es erwartet hätte. Sie sind sämtlich russisch gesinnt und werden Dir den Vers: ‚An Deutschlands Halse wein' dich aus', nie verzeihen können." Aber Hartmann waren bereits die Augen aufgegangen und er konnte seinem Freunde schreiben: „Mein Freund, es kommt die Zeit, wo wir in Böhmen als Deutsche dastehen müssen, das wird in Zukunft unser Posten sein. Das ist Pflicht und Ruhm zugleich." Hartmann war ein guter Deutscher und blieb es bis an seinen Tod. Von Leitmeritz zum Abgeordneten am Frankfurter Parlamente gewählt, traf er schon am 16. Mai in Frankfurt ein. Er schloß sich sofort der äußersten Linken an und war hier in guter Gesellschaft: Giskra, Berger, Uhland, Kuranda, Venedey, Rank, waren seine Gesinnungsgenossen, zu denen auch Meißner und der Komponist Ferd. Hiller gehörten. Im Parlament ergriff er nur selten das Wort und nur dann,

wenn er die Freiheit Deutschlands bedroht sah. Am 2. August sprach er mit Begeisterung zu dem Antrage über die Abschaffung des Adels in Deutschland, ohne daß der Antrag angenommen worden wäre. Er stand selbstverständlich auf dem Standpunkt, daß in einem einheitlichen Deutschland auch Österreich seine Stelle finden müsse und jubelte den berühmt gewordenen Sätzen Uhlands zu, der erklärte: „Mag Österreich den Beruf haben, eine Laterne für den Osten zu sein — es hat einen näheren, höheren Beruf: eine Pulsader zu sein im Herzen Deutschlands . . . Österreich hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Freiheit; Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche.“ Als dann Gagern mit seinem Projekt auftrat, Österreich aus dem künftigen Deutschland auszuschließen, meldete er sich zum Wort und rief der Versammlung zu: „Wir Österreicher sind nicht hierhergekommen, um Eingang in das Vaterhaus zu betteln. Wir sind hier zu Hause und haben ein Recht, hier zu sitzen wie die andern Deutschen. Wir werden uns nicht hinausstoßen lassen, nicht fein, nicht grob, nicht durch Ränke, nicht durch Gewalt.“ Das Gagernsche Projekt aber wurde mit einer Mehrheit von 18 Stimmen angenommen; der Austritt Österreichs war damit besiegelt. Bald war Hartmann der politisch Geächtete, der Flüchtling, der seinen Traum von Deutschlands Größe mit der Verbannung zu büßen hatte, die ihn zwang, seine besten Jahre in der Fremde zuzubringen. Als er 1867 von der Amnestie hörte, die Österreich für alle politischen Verbrechen vorbereitete, glaubt er nicht an die Kunde, die ihn schon so oft getäuscht hatte und bricht in die bitteren Worte aus: „Die Amnestien galten immer den Ungarn, Italienern, Polen — denjenigen Völkern, die aus der Agitation nicht herauskamen; den Landsleuten der stillen, gut österreichischen Deutschen kamen diese Amnestien nicht zugute. Man amnestierte nur, wo man Angst hatte. Daß man keinen Deutschen amnestierte, das war nur ein Beweis mehr, daß man nur aus

Notwendigkeit gnädig war und daß man sich vor den Deutschen nicht fürchtete. Flüchtige Polen, Ungarn, Italiener konnten zeitweise en masse heimkehren; den deutschen Flüchtlingen wurden die Tore der Heimat nur auf individuelles, demütigendes Bitten geöffnet, obwohl sich unter diesen bei weitem nicht so gefährliche Revolutionäre befanden, als unter den andern Nationalitäten. So verfuhr man mit den Söhnen jenes Stammes, den die Slaven immer als den herrschenden und tyrannischen ausgeschrien."

Alle lyrischen Sammlungen Hartmanns enthalten Gedichte, in denen er seiner Liebe zur deutschen Heimat, aber auch seiner Enttäuschung über die Entwicklung, die Deutschland nahm, tiefgefühlten Ausdruck gab. Die gleiche heiße Liebe atmen seine Briefe. Er ist überzeugt, daß „in Deutschland alle besten Ideen geboren werden und einstmals in demselben Lande groß wachsen werden, wenn überhaupt noch in Europa etwas großes wächst", und glaubt nicht, „daß es jemals eine Nation gegeben hat, — lächerlich, das auch nur zu sagen — die, auch nur im Verhältnis zu Zeit, Ort und Größe usw. eine so große Summe von Bildung besessen hätte, wie die deutsche". Die italienische Erhebung des Jahres 1859 begrüßt er, der von der Kölnischen Zeitung den Auftrag erhalten hatte, an Ort und Stelle über deren Entwicklung zu berichten, mit großer Begeisterung; denn er ist der Meinung, „daß Italien endlich frei sein wird und daß wir an ihm ein großes Volk und eine mächtige Stütze der Freiheit und Zivilisation Europas haben werden . . . Denn die beiden Länder haben einen gemeinschaftlichen Feind, so lange Eroberung oder Einfluß in der Fremde zu den traditionellen Forderungen europäischer Politik gehören. Die Allianz mit Frankreich kann durch Jahre dauern, so lange die Folgen eines gemeinschaftlich unternommenen Krieges, die dadurch entstandenen Verpflichtungen und die Dankbarkeit nachwirken; endlich aber tritt das natürliche, aus der geographischen Lage und den Interessen beruhende Ver-

hältnis wieder ein; dann hat Italien dort, wo Frankreich ebenfalls drohend an der Grenze steht, den natürlichen Bundesgenossen zu machen und vice versa auch Deutschland". Seitdem er in Italien ist, hofft er aufs neue für Europa. Allerdings klagt er über die geistige Rückständigkeit der Italiener, die nichts von der Geschichte, dem Charakter, dem geistigen Leben anderer Völker wissen, die sie nur nach den Garnisonen in Italien beurteilen. Und obwohl er ein grundsätzlicher Gegner des Krieges ist, sieht er, daß Italien seine Freiheit nur durch blutige Kämpfe werde erringen können. Der Zufall führt ihn mit Garibaldi zusammen, der ihm beim ersten Zusammentreffen keinen überwältigenden, nicht einmal einen bedeutenden Eindruck macht, nur den eines entschlossenen Mannes, eines tüchtigen, nicht aber eines geistig sehr begabten. Erst der nähere Umgang mit ihm beweist ihm, daß Garibaldi „ein prachtvoller Mensch ist; je mehr man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn und desto größer tritt sein Charakter hervor. Er ist so einfach, so gut, so ganz und gar Hingebung an die Sache und ganz Mut und Liebe".

Der Krieg des Jahres 1866 erschütterte Hartmann aufs tiefste. Immer hatte er noch an die Möglichkeit eines Zerfalls Österreichs geglaubt, der die deutschen Teile der Monarchie Deutschland zufallen ließe; jetzt schien ihm diese Hoffnung auf immer verloren. Dieser Krieg mußte die endgültige Trennung Deutschlands und Österreichs mit sich führen, und mit Venedey sah er in diesem Kampfe nur eine Verkleinerung Deutschlands. In einem flammenden Gedichte wendet er sich zunächst gegen den Krieg; und muß er doch sein, dann sollen die auf den Thronen, die öd und allein nie Brüder hatten, miteinander kämpfen, oder die Benedeks und Bismarcks, um die, wenn sie fielen, kein Auge feuchter würde. An Bamberger schreibt er am 30. Juni: „Welch ein Jubel, daß sich Deutsche für andere aufs Wütendste auffressen. Das Schreckliche aber ist, daß sich Alle vortrefflich schlagen, daß sich eine gewaltige Kraft ent-

hüllt, die um so viel besser zu brauchen wäre, und daß sie, sich enthüllend, sich verzehrt wie das Feuer. Wenn der Krieg nicht binnen vier Wochen so oder so entschieden wird, kommt unermeßliches Unheil und wird Deutschland zugrunde gerichtet." Als das Waffenglück gegen Österreich entschieden hatte, sieht er in seinem Ergebnisse nur eine Vernichtung aller freiheitlichen Bestrebungen. „Für mich", schreibt er an Hiller, „hat nur der Junker gesiegt und das spezifische Preußentum, welches das Gegenteil ist von allem Lichten und Schönsten in deutschem Wesen und Charakter. Deutschland wird vielleicht stärker aber nur auf Kosten seiner Freiheit, seiner Zukunft und einer edleren Bildung, und die Deutschen werden Chauvinisten, das Schlimmste, was man werden kann. Und das ist noch die Frage; denn was mit Zündnadeln gebaut ist, kann durch Zündnadeln gestürzt werden. Der Katzenjammer wird von innen wie von außen nachkommen." Er fürchtet jetzt das Herannahen einer infamen Periode, die man resigniert vorbeigehen lassen muß und bekäme er jetzt einen Ruf nach Vandiemensland, er würde ihn mit Vergnügen annehmen. Und ironisch schreibt er einmal: „Der gute Deutsche, der weder Preuße noch Österreicher ist und den starken Glauben besitzt, daß unsere Einigung so ziemlich vollendet und daß wir bereits so mächtig sind, jedes deutsche Atom festzuhalten oder anzuziehen, dieser gute Deutsche kann sich über den von allen Seiten prophezeiten Zerfall Österreichs trösten und mit Ruhe der Zukunft entgegensehen; er kann mit Gemütsruhe die Hintansetzung des deutschen Elementes in Österreich beobachten in dem Bewußtsein, was dort abgestoßen, hier angezogen, ihm in die Arme gejagt wird. Es ist das nur eine Frage der Zeit und was zwischen jetzt und jenem Zeitpunkte der Wiedervereinigung der Deutschösterreicher mit Deutschland liegt, ist nur eine kleine Dulder- und Märtyrerperiode, die man einmal auf sich nehmen muß, und die für die moralische und nationale Läuterung und Stärkung der geliebten Brüder nicht verloren sein wird.

Sie sind ja doch, wie wir es alle Tage hören können, durch Metternichsches System und Pfaffenwirtschaft etwas angefressen, daß sie einer Schule bedürfen, bis sie digni sunt intrare in die Gesellschaft der Mecklenburger, Hinterpommern und Wasserpolaken."

Die Zustimmung Preußens zur Neutralisierung Luxemburgs im Jahre 1867 empfindet Hartmann als eine nationale Schmach. „In einer Zeit," schreibt er, „in der König, Minister und dreihundert Abgeordnete im Chorus fortwährend von einem großen Deutschland, von Macht, Ruhm, Stolz u. dgl. in den höchsten Tönen sprechen, in einer Zeit, die Minister und Generäle als um das Vaterland wohlverdiente Männer dotiert, die Deutschland mit Verdienstmedaillen und Monumenten für Großtaten übersät und Dome aufführt, wie als Sesostrische oder Justinianische Denkmäler des Sieges in majorem Dei et patriae gloriam . . . was wäre unter solchen Umständen die Übergabe einer deutschen Festung, eines Schlüssels zum Vaterlande in die Hand des Feindes, ja nur die Übergabe eines Fußbreit Landes? Der reiche Schatz der deutschen Sprache hat kein Wort hiefür, und was wäre eine Nation, die sich das Unsägliche gefallen ließe? Das Wort „Ehre" müßte aus unseren Wörterbüchern, der Begriff aus unseren Köpfen gelöscht werden und der Deutsche, der es noch auszusprechen wagte, müßte als ein Verhöhner seines Volkes bestraft, über die Grenze gejagt werden ins Ausland, wo das verpönte Wort kein Schimpf mehr ist."

So wahrhaft nationale Männer, die zugleich den Mut gehabt hätten, ihrer Überzeugung ehrlichen Ausdruck zu geben, hat Deutschland damals nicht zu viele gehabt. Aber Hartmann sah, daß trotz seines Mutes seine Worte wirkungslos verhallten; deshalb gab er die Redaktion der Wochenausgabe der „Allgemeinen Zeitung" auf und zog sich von der öffentlichen politischen Tätigkeit zurück. Es wurde immer einsamer auf dem Wege, den er schritt, treu seinen Überzeugungen vom

Jahre 1848. Ein großer Teil seiner Freunde hatten sich mit den neuen Verhältnissen ausgesöhnt; ihm war das unmöglich. Dann kam das Jahr 1870, der Kampf Deutschlands gegen Frankreich. „Was sagen Sie“, schreibt er an einen Freund, „zu dem großen International-Wahnsinn, dem Krieg? Ist es nicht, um sich in eine Nußschale zu verkriechen, oder um sich Augen und Ohren zu verwünschen? Seit dem Ausbruche dieser Raserei suche ich mich in alle möglichen Bücher zu verkriechen; aber vergebens. Überall starrt mich der monarchische Aberwitz an, mit seinen blöden, gedankenlosen, erbarmungslosen, bluttriefenden Augen. Die Welt büßt nun für ihre Dummheit; aber ist es nicht ungerecht, für Dummheiten zu büßen?“ Die Schale seines Zornes ergießt sich über die Franzosen, die ihn so sehr enttäuschen. „Es ist erschreckend, wie die Verlogenheit dieser Franzosen in dieser Zeit zum Vorschein kommt und sie selbst zu Grunde richtet. Ich habe Mitleid mit meinem schönen Frankreich und mit meinem schönen Paris; aber ich vergesse es, so oft ich die Franzosen sprechen oder handeln sehe. So sehr haben sie sich verlügt, daß sie die Bedeutung der Worte nicht mehr kennen, und daß sie keine andere Art der Regierung und des Umgangs mit dem Volke kennen, als die, die sie Napoleon lehrte. Wo sie nichts retten könnte, als die Wahrheit, gebrauchen sie gewissenlos Lug und Täuschung. Es ist ein Jammer.“ Er versteht den Kampf Deutschlands gegen den Erbfeind und billigt ihn trotz seiner grundsätzlichen Kriegsgegnerschaft bis zur Schlacht von Sedan; als er den Gegner niedergerungen sieht, meint er, es seien der Opfer genug gefallen; er sieht, wie die Menschheit nach dem Frieden ächzt, nicht nach dem Ruhme der Hohenzollern.

Mit voller Absicht haben wir eine Schilderung von Hartmann als Mensch und als Politiker gegeben, bevor wir über seine Bedeutung als Dichter sprechen. Seine Lyrik ruht auf zwei Säulen: seiner Hingabe an alle Bedrückten und seiner leidenschaftlichen Begeisterung für Deutschlands Größe und

Freiheit. Er klagt um Polen, freut sich über die Revolution in Ungarn, und Böhmen erscheint ihm in seinen ersten Dichtungen als „die Leidensblume, geweckt, erblüht bei Todesklagen, die muß unselig für und für Symbole ew'gen Schmerzes tragen". Den Gipfel seiner politischen Dichtung erreicht er, da das satirische Epos Donna Juana leider nicht über 95 Stanzen hinausgediehen ist, in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" (1849), in der er über seine Gegner im Frankfurter Parlament ein strenges Gericht hält. Er sieht den Zerfall Österreichs und heute muten seine Worte fast prophetisch an, wenn er singt:

Ihr aber, Söhne der Gesittung und des Lichtes,
Bereitet Euch auf den Tag des Gerichtes,
Der jene Zwingburg, die Gesamtstaat Österreich heißt,
Vom tiefsten Grundstein bis zum höchsten Turmknopf reißt,
Ob man zertritt in Wien des Märzen Grabeshügel,
Der Tag braust doch heran mit purpurrotem Flügel!

Und an einer anderen Stelle:

Wohl ist sie noch weit, die schöne Zeit,
Die schöne Zeit der Brüderlichkeit,
Noch lassen sich die verblendeten Schaaren
Mißbrauchen als wilde Janitscharen.
Bald aber stehen die Praetorianer
Vor Kaiserburgen als drohende Mahner
Und fordern die Macht als Sold und Lohn
Dafür, daß sie gemordet, geschlachtet,
Und, die sie dazu gekauft und gepachtet,
Es zittern vor ihnen Kron und Thron.

In seiner ersten Sammlung von Gedichten „Kelch und Schwert" stehen die politischen Lieder an erster Stelle; sie haben

ihm einen jungen Ruhm geschaffen; in den folgenden tritt der politische Grundzug stark zurück; Balladen, erzählende Gedichte, bilden den Vordergrund, eigenes Erleben und Empfinden geben ihnen persönlichen Charakter und Gehalt, Erinnerungen an seine vielfachen Wanderungen durch Ost und West kennzeichnen die Unrast des Dichters, der bei allem, was ihm die Fremde an Schönheit zu bieten weiß, doch die Heimat nicht vergessen kann:

„Anders lispeln hier die Haine,
Anders murmelt hier der Bach,
Anders hängt die Blum' am Raine
Hier des Frühlings Rätseln nach.
Jedes Halmes leises Schwanken,
Jedes Rauschen im Revier,
Jedes Vögleins Lied-Gedanken
Kenn' ich und versteh' ich hier.

Aber er erkennt, daß sein Lebensschifflein sich nicht mehr in stiller Bucht behagen kann und er setzt seinen Fuß wieder weiter. Seinen Zeitgenossen galt Hartmann vor allem als der politische Dichter; seine gereifteren Sammlungen fielen in eine Zeit, die lyrischer Dichtung wenig günstig gesinnt war und haben nicht die Beachtung gefunden, deren sie als klarster Ausdruck seines Wesens wohl wert gewesen wären; aber Hartmann hatte bereits seine literargeschichtliche Marke erhalten und so fand er wenig Verständnis dafür, was er neben der Politik auch sonst noch seiner Zeit zu sagen gewußt hätte. Selbst über den Beweis, den sie aufs neue erbrachten, daß Hartmann ein echter Dichter sei, ging man stillschweigend hinweg. Hartmann gab seiner letzten Sammlung den Titel „Zeitlose", weil sie allgemein gültige, an keine Zeit gebundene Wahrheiten enthielten; in ganz ungerechtfertigter Weise deutete man sie als Geständnis des Dichters, daß er den Herbst seines Dichtens erkannt und nun nichts mehr zu sagen habe. Wiederholt hat

man ihm den Vorwurf gemacht, seine Phantasie sei nicht groß und er selbst hat schon frühzeitig ihren reisemüden Schritt beklagt; wohl waren seinem Talent engere Grenzen gesetzt, als manchem seiner Zeitgenossen, aber innerhalb derselben hat er so manche Dichtung geschaffen, die einen bleibenden Schatz unserer Literatur bedeutet. Das gilt namentlich von seinen Balladen. Wie ihn, dem die Beschäftigung mit der Geschichte schon als Politiker nahe lag, gerade die Ballade mit ihrer ruhig ernsten, epischen Stimmung ansprach, beweist die Tatsache, daß eine seiner besten Balladen, „Der weiße Schleier", schon in die erste Zeit seines Wiener Aufenthaltes fällt, vollsten Beifall seiner Freunde fand und zugleich unter den Gedichten genannt wird, die ihn als politisch verdächtig erscheinen ließen.

Sehen wir von diesen Dichtungen und den Volksliedern aus Bulgarien und der Bretagne ab, die ihm bei seinen Wanderungen fast von selbst in den Schoß fielen, so dürfen wir fast alle anderen Gedichte als Gelegenheitsgedichte betrachten.

Denn ihm ist Singen und Dichten nichts anderes
Als die Erinnerung bloß aus glücklichen Tagen der Kindheit,
Da wir wirklich gefühlt mit wahrhaft fühlendem Herzen,
Da wir gehört und geseh'n mit wirklichen Ohren und Augen,
Wenig beirrt durch Trug und Dunst von innen und außen.

Er sucht das Lied nicht, die Worte drängen sich ihm, wenn ihn ein Ereignis bewegt, von selbst auf die Lippen und noch in späten Tagen, da er bereits der Lyrik abgesagt zu haben meinte, formen sich ihm Geschehnisse der letzten Zeit unwillkürlich zu einem Gedicht. „Es steckt", schreibt er an Wehl, „ein Stück grünen Jünglings in mir, das ich nicht los werden kann, wie gern ich auch ein Prosaiker, objektiv und ruhig, werden möchte." Und wie Balladen zu seinen frühesten Dichtungen gehören, so auch zu seinen letzten und, wir können gleich hinzufügen, zu seinen besten.

Für Hartmanns Dichtungsweise ist es bezeichnend, daß er selten ein Gedicht früher niederschreibt, bevor es nicht in seinem Innern die volle Reife erlangt hat. So kommt es, daß er kaum an seinen Gedichten zu feilen hat, im Gegensatz zu vielen seiner Zeitgenossen, deren endgültige Fassung eines Gedichtes oft nur wenig Ähnlichkeit mit dem ersten Entwurf zeigt; ich erinnere nur an den von Hartmann wegen seines Charakters stets gemiedenen Heine. Das hat bei Hartmann freilich auch den Nachteil, daß seine ersten Gedichte und besonders der rasch hingeworfene Pfaffe Mauritius oft viele Mängel des Versmaßes und Reimes aufweisen, die er in seinen späteren Dichtungen zu vermeiden bestrebt ist, die aber doch ihrer Verbreitung abträglich geworden sind.

Nennt Hartmann Lieder nur Erinnerungen an die Tage der Kindheit, so trifft dies vor allem für seine zahlreichen Novellen zu, die, wenn auch nicht immer auf seine Kindheitserinnerungen, so doch immer auf wirkliche Geschehnisse oder Erfahrungen seiner Lebensreise zurückgehen. Er besaß das Talent scharfer Beobachtung, die seine biographischen Skizzen so ungemein anziehend macht; nichts, was ihm später einmal die Grundlage für eine Novelle bieten konnte, ließ er außer Acht und notierte sich in seinen Tagebüchern alle möglichen Stoffe aus seiner weiteren Umwelt wie aus seinem engeren Freundeskreise. Die Namen Trubetzkoi, Mauthner, Herwegh, Lichnowsky erscheinen wiederholt als dankbare Novellenstoffe in seinen Aufzeichnungen. So sammelte sich ihm allmählich eine so reiche Menge an Stoffen auf, daß er imstande war, von seinem Reichtum auch an Freunde abzugeben. Und wie fast jedes Land, das Hartmann kennen lernte, ihm geeignete Stoffe für Novellen zuführte, so konnte er selbst die Eigentümlichkeit eines Landes nicht früher voll in sich aufnehmen, bevor er es nicht mit Gestalten aus seiner Geschichte bevölkerte. Erst dann gewannen die Steine Leben für ihn und er verstand ihre Sprache. „Jedes Land“, schreibt er einmal, „wird mir erst dann

lebendig, wenn ich es mir mit gewissen Helden seiner Geschichte bevölkere, und ich bereise es, wie man einen Roman liest, immer in Begleitung des ‚leidenden' Helden, indem ich alles oder das meiste, das ich sehe und erlebe, auf ihn beziehe. Daß diese Helden meiner Reiseromane oder Romanreisen meist die Unterdrückten des Landes sind — das ist so mein Geschmack, meine Sympathie. In Irland war es Robert Emmet und die Katholiken, im südlichen Frankreich sind es Roland, Jean Cavalier und die Protestanten. Nächsten Frühling bereise ich wahrscheinlich Korsika und schon ahne ich, daß Pascal Paoli mein Auserwählter sein wird; durchwandere ich aber die Pyrenäen, dann werde ich mich allem Anschein nach weniger um die idyllisch glückliche Republik Andorra, als um die Cagots kümmern, welche, wie man sagt, von den Zimmerleuten abstammen, die das Kreuz Christi gezimmert und darum in der Kirche noch abgesonderte Stühle haben und kaum vor einem halben Jahrhundert als Ausgestoßene ungestraft angespukt werden durften." Mit künstlerisch fein geübtem Auge durchwandert er so Ost und West und es kostet ihn oft „gigantische" Überwindung, um sich hinzusetzen und eine Korrespondenz oder einen Artikel zu schreiben, während er Geschehenes oder Erlebtes ordentlich verdauen und mit Behagen nachgenießen oder überdenken möchte.

Ein größerer Teil seiner Novellen und Romane verwendet Motive aus seiner Kindheit. Wie in seinem ersten großen Romane, „Der Krieg um den Wald", den er bald nach seinem Eintritt in die Schweiz schrieb, sein Heimatdorf Duschnik eine wichtige Rolle spielt, so führt ihn auch sein letzter Roman, dessen Vollendung Freundeshand übernehmen mußte, in seine Kindheitserinnerungen zurück. Aber auch in „Hetman", in „Tante Helene" und in „Wilhelm Tell" schöpft er aus jener Zeit. An seine Prager Jahre knüpft Hartmann in der Novelle „Von Frühling zu Frühling" an und zeichnet in Betty Hagener die Tochter des Prager Malers Piepenhagen. Aus den Noti-

zen seiner ersten Italienfahrt 1842 schöpft er im „Nessuskleid“ und in „Miß Ellen“, wie er später in den Novellen „Die Gipsfigur“ und „Eine modenesische Geschichte“ das moderne Italien schildert und in „Selvaggia“ und den „Montanini“ Stoffe behandelt, die sich ihm aus dem Studium italienischer Chroniken erschlossen hatten. Die Novelle „Contraste“ verdankt der Dichter seinem Aufenthalt in Irland; durch Carlyles Vermittlung wurde er mit dem Stoff zu seinem „Sackville“ bekannt, wie seine Wanderungen durch die Straßen Londons ihm seine „Indogermanische Geschichte“ zuführten. Seinen Erinnerungen an die Wanderungen durch keltisches Land verdankt die Erzählung „Eine Stunde im Leuchtturm“ ihr Entstehen, seine Novelle „Gloria“ führt uns nach Arles. So durfte Hartmann mit vollem Recht einer seiner Novellensammlungen den Titel „Nach der Natur“ geben. Und wenn wir in Erzählungen wiederholt den Gestalten eines Lehrers oder Flüchtlings begegnen, so ist das aus seinem eigenen Leben, der ja beides durch Jahre hindurch gewesen, leicht begreiflich; hat er doch auch oft Züge seines eigenen Wesens den Personen seiner Novellen gegeben.

Die starke Anlehnung an die Erinnerungen seiner Kindheit und seiner Wanderjahre zeigen uns auch die Grenzen von Hartmanns Talent. Schöperische Phantasie ist in der Tat die geringste seiner Fähigkeiten; deshalb lehnt er sich an bestimmte Tatsachen an, die er dann allerdings in ungemein feiner Weise miteinander zu verknüpfen versteht. Ihm liegt vor allem das Historische, wo der dramatische Aufbau wie der Konflikt bereits gegeben war. Auch die Libretti, die er für den Komponisten Ferd. Hiller schrieb, sind ausschließlich historisch, „Saul“ ebenso wie „Die Katakomben“ und „Roswitha“. Aber nicht jeder historische Stoff sagt ihm zu. Als Hiller ihn bat, ein Libretto zu schreiben, das die Geschichte der Maria Stuart hätte behandeln sollen, wehrt Hartmann aufs entschiedenste ab; sie ist ihm „eine durch und durch widerwärtige Erscheinung. Mir ist diese vielgefeierte Christin, Lügnerin, Ränkeschmiedin,

Nichte der Guise, katholische Heilige und Mörderin eine der ekelhaftesten Erscheinungen der Geschichte und unheimlich wie eine Giftpflanze mit schönen Blüten. Sie sehen ein, daß ich an die Bearbeitung einer Heldin, von der ich eine solche Meinung habe, die außerdem in der Literatur und Kunst so abgegriffen ist wie in ihrem Leben, nicht mit ganzem Herzen gehen könnte, und daß ich jedenfalls etwas Schlechtes liefern würde... Ich bin kein Schiller, der durch Berührung reinigt und verklärt."

Auch seine Novellen schreibt Hartmann in unglaublich kurzer Zeit; die „Selvaggia" entstand im Herbst 1862 in drei, die „Gräfin Sassari" mit Unterbrechungen in sieben Tagen. Solche rasche Arbeit mußte natürlich deren Güte oft wesentlich beeinflussen, und es ist dem Dichter wiederholt zum Vorwurf gemacht worden, daß er nur Motive andeutet, ohne sie auszuführen und daß dadurch der künstlerische Wert seiner Schöpfungen leide. Zu seiner Entschuldigung kann nur hervorgehoben werden, daß Hartmann namentlich als Herausgeber der „Freya" oft gezwungen war, rasch zu arbeiten, um sein Blatt zu füllen und daß er dabei, was ihm selbst vollkommen klar war, nicht mit jener Sorgfalt arbeiten konnte, die er seinen größeren Werken zuwandte. Vielleicht hängt damit auch eine gewisse Angst vor der Kritik zusammen. Als er die „Zeitlosen" veröffentlichte, ersuchte er seine Freunde, für ihn tätig zu sein und sie fleißig zu besprechen: „Es wäre für mich eine große Enttäuschung, wenn die nicht dazu beitragen sollten, mir in der Literatur eine bessere Stellung zu machen." An Wehl spricht er sich mit dem Danke für eine Kritik offen über seine Begabung aus: „Wenn ich auch manchmal vor den Leuten so tue, als wäre ich von meinen Talenten und Fähigkeiten durchdrungen, so bin ich doch, entre nous, in meinem Innersten höchst mißtrauisch gegen mich. Ich bin jetzt 37 Jahre alt und habe noch nichts gemacht, was mich befriedigte. Aber es ist unpolitisch, sich so zu enthüllen und ich breche ab, obwohl ich über diesen Gegenstand sehr Vieles und Trauriges zu sagen

hätte. Man ist der Welt, wofür man sich ihr gibt; sie beruhigt sich bei der Erscheinung, die man ihr entgegenbringt und ist gläubiger, als man gewöhnlich annimmt. Warum sich enthüllen? Das tut man erst, wenn man alle Hoffnung, seinem Ideale gleich zu werden, aufgegeben hat."

Es sind bittere Worte, die sich da Hartmann von den Lippen ringen. Und Hartmann hatte es nicht notwendig, so kühl und fast abweisend über sein eigenes Talent zu sprechen. Manche seiner Schriften werden dauernd ihren Wert behalten; dazu gehören neben seinen lyrischen Dichtungen und einigen seiner größeren Prosawerke namentlich auch seine „Wanderungen durch celtisches Land" und sein „Tagebuch aus Provence und Languedoc"; mit feinem Griffel und großem künstlerischen Verständnis zeichnet er uns da Land und Leute und gibt uns Naturschilderungen, die mit zu den besten unserer Literatur gehören. Und über all dem liegt ein Hauch feinsten Humors und jener Güte ausgebreitet, die ein Grundzug seiner Persönlichkeit war und im Verein mit seiner hingebungsvollen Liebe zu allen Enterbten des Glücks uns in Hartmann einen wahrhaft edlen Menschen verehren läßt.

N. W.

1

An Dr. Thomas Lauda[1]

Wohlgeborener Herr!

Wir waren in Wien so sehr von Geschäften überhäuft, daß es uns in der That nicht möglich war, meinem Versprechen, Ihnen von dort aus zu schreiben, nachzukommen. Aber es war auch nicht viel zu berichten. Wir machten nur die traurige Erfahrung, daß wir eine durchaus schwache Regierung haben, die mit der Feigheit der Schwäche es mit keiner Parthei verderben will und jeder schmeichelt. — Doch haben wir es bei Pillersdorf[2] dahingebracht, daß er uns unser Recht, für Frankfurt zu wählen zugestehen und sagen mußte, daß wir, wenn wir wollen, nur sofort wählen sollten. Keinesfalls aber sind diese Wahlen der Regierung angenehm, weil sie es nicht mit den Slaven verderben will und vom Frankfurter Parlament zu viel Gutes für die Völker erwartet. Keinesfalls aber dürfen wir uns davon abhalten lassen. Die Slaven werden immer übermüthiger; sie werden beim Landtag, wie beim Reichstag in überwiegender Majorität vertreten sein und denken schon an Nichts als die allgemeine Slavisirung Oesterreichs. Schon um einen mächtigen Rückhalt zu haben, wenn auch nicht noch andere Ursachen da wären, müssen wir uns aufs Innigste an Deuschland anschließen, sonst sind wir verloren. Das Frankfurter Parlament aber wird so stark sein, daß es uns gegen Landtag und Reichstag zu schützen im Stande sein wird. — Auch dürfen wir uns durch allerlei Vorspiegelungen und Hindernisse nicht abhalten lassen, den ersten Tag in Frankfurt zu

beschicken. — Dieses erste Mal nachgegeben oder aufgehalten und wir haben unsere Kraft für alle Zukunft verloren. Ueber all das sind wir mit den Comités in Wien und Prag einig geworden. Also, verehrtester Herr, keine Zeit verloren — rasch ans Werk, an die Wahlen. Ich selbst praesentire mich als bescheidenen Candidaten und da jeder Candidat verdammt ist, sich selbst zu rühmen und seine Tugenden aufzuzählen, so kann ich auch nicht umhin, mich selbst einen ehrenwerthen Menschen mit bestem Willen zu nennen, dem Gott einen guten Nahmen und manche Talente gegeben, welche derselbe im Dienste der guten Sache, im Dienste der Bildung, des beständigen Fortschrittes anzuwenden wünscht und eigentlich nie anders angewendet hat. Mein (ich darf es wohl sagen ohne unbescheiden zu sein) mein sehr guter Ruf in ganz Deutschland, mein jahrelanger Aufenthalt in den verschiedensten konstitutionellen Ländern und endlich meine persönlichen Bekanntschaften und Freundschaften mit den besten Männern, die im Frankfurter Parlamente sitzen werden — geben mir vielleicht ein Recht, mich um eine so ehrenvolle Wahl zu bewerben, um so mehr, da ich die feste Zuversicht hege, meinem Vaterlande dienen und Ehre machen zu können. Ich bitte Sie also, verehrtester Herr Doctor, mich beim Wahlkomité in Leitmeritz als Candidaten anzumelden.

Ergebenster

Moritz Hartmann

Prag d. 1. Mai 48

[1] Dr. Thomas Lauda war Obmann des konstitutionellen Vereins in Leitmeritz, wo Hartmann am 10. Mai mit 81 von 89 Stimmen der Wahlmänner zum Deputierten für die Nationalversammlung in Frankfurt gewählt wurde. [2] Franz Freiherr von Pillersdorf seit 20. März 1848 Minister des Innern, seit 4. Mai Ministerpräsident; Hartmann war im April mit einer Prager Deputation bei ihm in Audienz erschienen.

2

An Amalie Bölte[1] in London

Frankfurt a. M. 27. Januar 49

Mein verehrtes Fräulein!

Sie werden nun schon von Brighton zurückgekehrt sein und einem Freunde erlauben, daß sich ein Ton von ihm in das Brausen des Weltmeeres, das noch in Ihren Ohren nachklingt, mische. Mein Portrait, das ich Ihnen blos als Erinnerung an mich schickte, werden Sie wohl erhalten haben — erlauben Sie, daß ich mich heute mit meinen Schicksalen selbst dazu gebe. Wie mannigfach waren die, seit ich Ihnen das letzte Mal geschrieben habe! — so mannigfach, daß sie der ordnenden Hand eines Epopöendichters oder Romanschriftstellers brauchten, um sich in einem geordneten Bilde vorzuführen. Die parlamentarischen Kämpfe, die leidenschaftlichen Ausbrüche in und außerhalb der Paulskirche, die vielerlei politischen Abentheuer und endlich die Reise nach Wien, die Belagerung, die großartigen Erlebnisse, der Fall der heldenmüthigen Stadt, der Tod so vieler und edler Freunde — Sie selbst sind Dichterin — machen Sie aus all dem einen sehr spannenden, verwickelten Roman und lassen Sie aus allen Kämpfen den Helden verjüngt und froh hervorgehen und Sie haben meine Geschichte und mich — und Sie werden selbst nicht mehr glauben, daß es Mangel an Theilnahme, Unempfindlichkeit für das Glück meiner Korrespondenz mit einer liebenswürdigen, geistreichen Dame — kurz, daß es irgend ein geistiger oder seelischer Fehler sei, der mich so lange abhielt, Ihnen zu schreiben. — Ob es mit Frankfurt bald aus sein wird? Gewiß! Die Nationalversammlung ist eine Selbstmörderin und sie kann bei dieser Zusammensetzung nicht anders sein. Es kursirt hier ein Verslein, das sie vollkommen charakterisirt:

75 Bureaukraten
Viele Worte, wenig Thaten.
95 Aristokraten —
Armes Volk, du bist verrathen.
130 Professoren —
Armes Deutschland, du bist verloren.
Und dazu die Clerisei —
Deutschland, du wirst nimmer frei!

Doch haben wir im Jahre 48 so viel gewonnen, daß die persönliche Freiheit gesichert ist, daß die Gesellschaft vollkommen regenerirt wird, wenn die Revolution auch darin ihren Zweck verfehlt hat, uns zu einigen und uns auch stark und frei nach Außen zu machen. Auch das wird kommen, denn der Boden für die kommende Revolution ist frei und eben. Allerdings haben wir gebildeten Deutschen uns einen Augenblick eingebildet, daß wir eine gebildete Revolution ohne viel Blut werden zu Stande bringen können — aber die Fürsten wollen es nicht und mein armes Vaterland wird trotz aller Bildung gezwungen sein, wie England und Frankreich durchs rothe Meer ins Land der Freiheit zu ziehen.

Seit einigen Tagen macht hier ein kleines Büchlein in Versen „Reim-Chronik des Pfaffen Mauricius" ungeheures Aufsehen. Man spricht von nichts Anderem, man kauft nichts Anderes, man liest nichts Anderes. Es ist in theils poetisch-pathetischem, theils humoristisch-satyrischem Tone gehalten — jener behandelt die abgeschlossenen Thatsachen und Menschen wie Wien, Blum 2c. — dieser die noch lebenden und wirkenden Persönlichkeiten wie Gagern, Kinkl, Schmerling 2c. — Allgemein hält man mich für den Verfasser. Ich sehe keine Ursache (und habe keine) zu widersprechen und überlasse es jedem nach dem Werthe oder Unwerthe des Büchleins zu urtheilen, ob es wirklich von mir sei oder nicht. Bald wird ein zweites, drittes Heft folgen u. s. f. Sie sehen, daß nicht alle Poesie unter

dem Samum der parlamentarischen Debatte vertrockne und ich hoffe, sie soll es noch lange nicht. Was machen Sie, meine verehrte Freundin? Kommen Sie bald vielleicht nach Deutschland?

Fanny Lewald und Therese habe ich allerdings hier gesprochen, aber nur einen Moment, da ich am Tage ihrer Ankunft abreiste. Jetzt bekomme ich durch Staar[2] in Oldenburg, in (!) seiner beiderseitigen Freude, manchmal Nachricht über sie. Sie scheint in ihren politischen Ansichten etwas weiter zu gehen. Doch daran liegt mir bei meinen Freundinnen eben nicht am meisten — besonders nicht bei Fanny, die wie ich glaube in solchen Dingen sich leicht bestimmen läßt. — Ueber K....... dürfen Sie sich nicht wundern — ich habe nie viel von ihm gehalten — es ist ein kleines, spekulierendes, eigennütziges Männlein und Menschlein. Wenn Sie glauben, daß ihn vielleicht Liebe und Ehe bekehrt haben, so schieben Sie ihm viel zu edle Motive unter. Sein Weib ist ein Scheusal an Gestalt und Seele. — Sie werden sich erinnern, daß schon in Leipzig etwas zwischen uns war, das uns trennte und daß wir einer dem Andern gegenüber immer wie auf dem Anstande standen — das war meine Ahnung dessen, was K....... werden könnte, mein Mißtrauen, meine Furcht: jetzt und jetzt kann das Gemeine in ihm losbrechen. Ich habe ihn in Wien gar nicht gesehen. Nun leben Sie herzlich wohl und glücklich und schreiben Sie mir bald — gleich — Bitte sehr darum.

[1] Die Schriftstellerin Amalie Bölte hatte Hartmann 1845 in Gustav Kühnes Hause in Leipzig kennen gelernt; später übersiedelte sie nach England. [2] Staar ist der bekannte Schriftsteller Adolf Stahr, der intime Freund von Fanny Lewald und Biograph Heinrich Heines.

3

An Arnold Ruge

Paulskirche 29. J(änner) 49

Liebster Freund!

Hier hast Du einige von meinen Gedichten für die neue Ausgabe der polit. lyrischen Dichter. Fratze und Biografie bekommst Du in den nächsten Tagen. Längst hättest Du Alles erhalten, wenn Du nicht so traurige fata gehabt hättest, die Dich von Deinen Freunden trennten. Vielleicht haben sie dazu beigetragen, Dich von der preuß. Kaiserleidenschaft zu heilen. Hier ist es wie immer öd' und flach und schaal und unersprießlich — man schämt sich einander anzusehen, denn man fühlt, daß man unverdientes Brot fresse. Wir Oesterreicher betrachten das Parlament nur noch als Asyl und viele bleiben nur aus dieser Rücksicht darin — Es geht nur mit einer Revolution und nicht anders — Die Fürsten wollen es so, und ihr Wille gab in Deutschland immer den Ausschlag. Lebe herzlich wohl. — Der erste Theil meiner Reimchronik, die ich herausgebe, macht hier ungeheures Aufsehen.

Arnold Ruge, gleich Hartmann, Abgeordneter in Frankfurt, hatte 1847 die Anthologie „Die politischen Lyriker unserer Zeit" im eigenen Verlag herausgegeben, in der Hartmann noch fehlte; doch schon 1848 hatte Ruge in seine Sammlung „Poetische Bilder aus der Zeit" Gedichte Hartmanns unter dem Titel: „Krakau. Aus einem Zyklus." aufgenommen.

4

An Amalie Bölte

Frankfurt d. 1. Mai 49

Mein verehrtes Fräulein!

Wenn Sie es mir nicht übel nehmen, daß ich mir erlaube Ihnen einen Freund zu empfehlen, so ist dieses ein Empfehlungsschreiben. In kurzer Zeit wird ein gewisser Dr. Berger[1]

aus Wien, ein alter Freund von mir, Abgeordneter zur Nat. Vers., Advokat und höchst geistvoller Mann nach London kommen und Sie besuchen. Haben Sie die Güte ihn nur halb so freundlich aufzunehmen wie ich einen von Ihnen Empfohlenen aufnehmen würde. — Er entfernt sich auf einige Zeit aus Deutschland, weil er es der österreich. Regierung gegenüber für rathsam hält. Diese Zeit, dieser Umstand kann noch für Viele von uns eintreten und einige Wochen pocht vielleicht schon Ihr Sie verehrender Freund (von mir spreche ich) als halber, zeitweiliger Flüchtling an Ihre Thüre. — Die Sachen stehen schlecht in Deutschland, so sehr schlecht, daß sie über Nacht gut werden können. Dieses aber will ich abwarten und meine theuere Mutter Deutschland in ihrer Krankheit nicht verlassen. Entweder wir machen binnen Wochen eine ganz fürchterliche Revolution oder wir fallen in einen Zustand zurück, der unerträglicher sein wird als der vormärzliche. Den einen Trost haben wir, daß sich die Monarchie so gründlich zu Grunde gerichtet hat, wie es kein Radikalismus der Welt vermocht hätte und da wir den frommen Glauben haben, daß sich nichts mehr halten kann, was der allgemeinen Meinung und Ueberzeugung zuwider ist, so haben wir auch die Hoffnung, daß manches Böse unwiederbringlich verloren ist. — Allein die Weltgeschichte macht kleine Schritte, besonders in Deutschland und rechnet nach Jahrzehnten und Jahrhunderten — also ist es möglich, daß die schwarze Woge noch über unsern Häuptern hinweggeht. Durch Herrn Berger überschicke ich Ihnen auch 4 Hefte der Reimchronik. Durch dieses Zeug hoffe ich in England gut aufgenommen zu sein, da mich die deutsche Kritik den deutschen Hudibras nennt. Ob das ein Lob oder Tadel ist, weiß ich nicht recht, da ich Buttler nie gelesen habe.

[1] Joh. Nep. Berger, der nachmalige Minister im „Bürgerministerium", war Hartmann schon von Wien aus befreundet, wo sie sich mit anderen Gesinnungsgenossen im Café Geiringer am Bauernmarkt zu treffen pflegten. Gleich Hartmann gehörte er in Frankfurt mit Giskra der äußersten Linken an.

5

An Amalie Bölte in London

Genf d. 2. November 49

Mein verehrtes Fräulein!

Obwohl ich alle Ursache habe, zu fürchten, daß ich Ihnen mit meinen Briefen zu oft komme, da Sie mir trotz meiner Bitten den letzten aus Vernier noch nicht beantwortet haben — muß ich Sie doch heute wieder belästigen.

Die Bitte ist einfach diese: mir zu schreiben, ob Sie diesen Winter in London bleiben, wo nicht — wann Sie dahin zurückkehren. Meine Reise dahin, die früher eine Vergnügungsreise sein sollte, hat sich indessen halb und halb in eine Flüchtlingsreise verwandelt. In der Schweiz, dem kalten, ideen- und ideallosen Lande, ist für die Länge nichts zu suchen; Frankreich sieht uns nicht gerne und sehen wir nicht gerne — also bleibt nur Albion übrig. — Doch möchte ich nicht gerne nach London kommen, ohne die Gewißheit zu haben, daselbst von einer befreundeten und freundlichen Seele empfangen zu werden. Schreiben Sie mir also, mein verehrtes Fräulein, ob und wann Sie da sind — tun Sie es aus Menschenfreundlichkeit und aus guter Landsmannschaft. Ich bringe Ihnen dafür das ganze Deutschland mit in meinem Herzen — freilich ebenso zerrissen, unglücklich und blutend wie es jetzt ist. Die Fremde wäre mir ohne ein freundliches Gesicht doppelt fremd und kalt und die Heimatlosigkeit doppelt empfindlich. Die Deutschen die jetzt in London sind, sind offenherzig gestanden, nicht meine Leute — Ruge etwa ausgenommen, der mir bei aller Verdrehtheit wegen seiner Naivität, die der Grundton seines Wesens ist, lieb und werth.

Sehen Sie, mein liebes Fräulein, so habe ich immer nur um Gefälligkeiten und Freundlichkeit zu bitten, ohne die Aussicht zu haben sie Ihnen vergelten zu können. Allein was liegt daran! — Bezahlt man den Sonnenschein? Dem

Einen und Schmeichelhaften, das sie die Güte hatten von mir zu verlangen, bin ich sehr gerne nachgekommen, ohne zu wissen, ob die Sendung richtig an Sie gelangt, da Sie mir nicht schreiben. Doch war es eine gute Gelegenheit und hoffe, Sie und Carlyle haben sich schon weidlich über den Pfaffen Mauritius lustig gemacht — wenn Sie nicht vielleicht aus Rücksicht für mich, das für Carlyle bestimmte Exemplar zurückgehalten haben. — Vieles, was nur Anspielung auf Persönlichkeiten und kleine Fakta ist, wird Ihnen allerdings gänzlich unverständlich sein — doch bitte ich es nicht für Unsinn zu nehmen. Ich kann Ihnen nicht sagen, welche Ueberwindung und Selbstverleugnung es mich gekostet, das Exemplar an Thomas Carlyle beizuschließen. — Dieser Mann, der als vollendeter Historiker

„In seines Wesens abgeschlossnem Panzer
Im zerstückten All stets ein Ganzer“

als Philosoph und Humorist, Humorist in unserm ernsten deutschen Sinn, so hoch über allen Partheien steht, die Umwälzungen von seiner Höhe aus als selbstmächtige Naturgewalten betrachtet und lächelnd über den Kampf der Freiheit darüber schwebt, diesem Mann muß ein kleiner poetischer Pamphletist mit seinem Zorn und Lachen und muß jeder, der in den engen Grenzen der Parthei steht, sehr klein vorkommen. — Aber wir sind einmahl noch nicht so weit, — wir dürfen nicht so weit sein, denn wir sind noch mitten im Kampfe. Ich begreife vollkommen Carlyles Standpunkt in der französischen Revolution — aber ich muß mir schmerzlich sagen: auf diese Höhe dürfen wir Deutsche uns noch nicht stellen und unser Unglück ist es, daß wir uns so oft und so ausdauernd dahin gestellt haben — in der Theorie und leider auch in der Praxis. — Nichtbornirte Demokraten dürfen Göthe bewundern, aber sie dürfen die Welt nicht so ansehen wie er — und Göthe und Carlyle sind nur in der Form und nicht im Wesen ihrer Weltanschauung verschieden.

Nun leben Sie aufs Herzlichste wohl. Schreiben Sie mir, ich bitte sehr, so bald als möglich, da ich nach Ihrem Brief meine Pläne und meine Zeiteintheilung mache. Sind Sie den Winter nicht in London, so bleibe ich noch an drei Monathe im südlichen Frankreich und komme erst im Februar nach England. Ihren Brief erwarte ich aber jedenfalls noch in Genf.

Verzeihen Sie die schlechte Tinte, die schon im Schreiben errötet; es ist Gasthaustinte.

In der Schweiz vollendete Hartmann den letzten Gesang seiner Reimchronik des Pfaffen Maurizius.

6

An Varnhagen von Ense

London d. 18. April 50

Hochgeehrter Herr!

Als ich Ihnen vor fast zwei Jahren Ihren mich so sehr ehrenden Brief nicht beantwortete, war das ganz gewiß ein Fehler, aber ein Fehler, der wie die meisten seiner Brüder ein natürliches Kind meiner Tugend war. Er entsprang aus der Begeisterung, aus der Hingebung, mit der ich mich zu jener Zeit in die so viel versprechende Bewegung hineinwarf. Damals, wo ich nicht mir angehörte, hätte ich es für ein Verbrechen gehalten, einem noch so sehr drängenden, noch so schönen Gefühle, das nur mich und meine Person allein anging, zu folgen. — Heute, wo Sie trotz dieser äußerlichen Unart, auf eine schüchterne, mittelbare Bitte hin, so gütig sind, mich in weiter Ferne hier noch durch Ihre Empfehlung zu unterstützen, — heute, wo mich das Exyl wieder auf den Isolierschemel des eigenen „dunkelen Ich's" setzt, wo ich mir (leider) wieder so ganz und gar angehöre, wäre es ein Verbrechen, Ihnen nicht sogleich und in den herzlichsten Worten für so viel Güte zu danken.

Auch für die Ermahnungen danke ich Ihnen aufs Herzlichste. In England kann man allerdings Manches lernen, was einst dem Vaterlande nützen kann. — Doch nein! — Während ich diese Worte schreibe, fühle ich, daß ich konventionell u. nicht ganz aufrichtig bin. — Man kann hier nur negativ lernen, denn trotz der Größe, der ungeheueren Macht, die dem Fremden hier bei jedem Schritte in die Augen fällt — ich möchte mein Vaterland nicht zu einem England machen. — Bei all dieser Größe und Macht überfällt mich hier oft der traurige Gedanke, daß es im Leben der Völker, wie im Leben der Individuen gilt: nur der Bornirte, nur der Fachmensch mit Augenklappen, der nicht nach Rechts, nicht nach Links sieht, kann es zu etwas bringen. Die Engländer sind wirklich bornirt — sie sind es in politischer, sozialer und religiöser Beziehung. — Die ganze Nation besteht aus Schichten, die wie Aluvionen auf einander lagern und drücken. Nur der Druck verbindet sie! — Jede untere Schichte drängt freilich wieder nach oben, aber nicht vulkanisch, um zu regeneriren, sondern um mit von oben nach unten zu drücken. — So ist denn oben Alles verwittert und unten alles zerbröckelt. — Auch mit den vielgepriesenen „Reformen zur rechten Zeit", die die Revolution überflüssig machen, ist es nicht so arg — sie sind am Ende doch nur der Fortschritt des Gefangenen mit den Ketten an den Füßen, welche historisches Recht, Religion, Heuchelei rc. heißen. — Kurz, es ist doch wahr, wie lächerlich es auch klingt: Wir sind im Grunde freier als alle Völker der Erde! Trotz Erfurt, Interim, 34 Fürsten und Österreich und Preußen! — Das wäre ein Trost, wenn es nicht so wenig und wenn Unser Eins nicht ein Bürger aller unterdrückten Völker wäre.

Auch für das übersandte Lob meines neuesten Buches habe ich Ihnen, mein verehrter Herr, zu danken. — Es ehrt mich und es freut mich um so mehr, als ich vom deutschen Journalismus gerade das Gegentheil zu erwarten habe. Ich konnte mich nie dazu hergeben, ihm Konzessionen zu machen

oder gar ihm zu schmeicheln und zähle wenige Freunde unter den Journalisten. — Die Demokraten tadeln das Buch, weil sie überall Tendenz wollen und beleidigt sind, wenn man nicht jeden Demagogen in jedem Verhältnis und in jeder Zeit als Grachus schildert. Die historische Auffassung, die reine Produktion ist ihnen nichts — sie würden es einem Shakespeare übel nehmen, daß seine historischen Stücke keine dramatischen Pamphlets sind. Von anderer Seite weiß ich auch, was ich zu erwarten habe, und wie mich die neidische Impotenz behandeln wird, hat mir schon Kühne[1] gezeigt. — Was liegt an alle dem. Sehe jeder wie ers treibe. Wenn die Leute auch auf mich los schlagen, werde ich doch nicht der Ambos werden.

Leben Sie herzlich wohl, mein hochverehrter Herr. Erhalten Sie mir Ihr gütiges Wohlwollen und sich selbst noch lange diese frische Empfänglichkeit für alles Junge und Zukunftsvolle, wie sie sich bis heute bei Ihnen erhalten hat. Bei Gott ein doppelt schöner, doppelt wunderbarer Segen im Lande der Dahlmänner und Naumer, im Lande der alten Jünglinge.

[1] Gust. Kühne hatte den ehemaligen Freund in der von ihm herausgegebenen „Europa“ in einem Artikel „Moritz Hartmann und seine böhmische Räuberromantik“ in der schärfsten Weise angegriffen, um der Öffentlichkeit zu zeigen, daß ihn, den nunmehrigen Liberalen, nichts mehr an die demokratische Partei binde.

7

An Varnhagen von Ense

New Road-Winchester Row 23 den 13. Mai 1850

Mein hochverehrter Herr!

Reuige und bekehrte Sünder sind bekanntlich die zudringlichsten Kirchengänger. Vielleicht denken Sie daran, wenn Sie diese Zeilen lesen — und Sie haben gewiß Recht, wenn Sie damit mein Bestreben, alte Sünden gutzumachen, anerkennen. Das vorige Mal dankte ich Ihnen für Ihre Güte, mich auf so

weite Ferne durch Empfehlung unterstützen zu wollen — heute danke ich Ihnen schon für die reellen Wirkungen. Herr Milnes hat mich sehr freundlich aufgenommen, mir ein gutes Frühstück und schöne Bücher gegeben und mich mit interessanten Menschen bekannt gemacht. Jetzt ist er leider in Paris, sonst hätte ich durch ihn gewiß noch viel Angenehmes und Interessantes erfahren. Wie ich durch Carlyle und Frl. Bölte erfahre, ist er mir außerordentlich freundschaftlich gesinnt. Dieses schreibe ich weniger meiner Liebenswürdigkeit, als seiner Poeteneitelkeit zu; denn ich habe eines seiner Palm leaves übersetzt und die Hoffnung auf Fortsetzung erregt. H. M. ist übrigens ein sehr guter, wohlmeinender Mann, der jene höhere Gefälligkeit besitzt, die aus gebildeter Humanität entspringt und ist wegen der geringen Masse von Vorurtheilen, die er hegt, eine Ausnahme unter den Engländern. — Interessanter, unweigerlich bedeutender ist freilich Carlyle. In diesem Manne liegt ein Schatz von Humor, Weisheit und Poesie. Aber die letzten Jahre haben Alles so toll und wirr untereinander geschüttelt, daß es ein furchtbares Chaos geworden ist — das zeigt sich in seinen Pamphlets wie in seinen Gesprächen. Auch er — der herrliche Geschichtsschreiber und Dichter der französischen Revolution, der so hoch und lächelnd über den Partheien schwebte, Alles ordnet und erkennt und die neue Welt sich bilden sieht, — der Lessing'sche „Retter“ Cromwells zu einer Zeit, da sie ihm im Parlamente kein Statuettchen gönnen wollten — auch er ist vor den letzten Jahren gewaltig erschrocken, als wäre er ein nervenschwacher deutscher Professor oder Hofrath und sieht Gott und Civilisation zu Grunde gehn, wo beide sich doch nur offenbaren, freilich nicht im Säuseln, sondern im donnernden Sturmwind. Er verzweifelt an der Menschheit — aber an der Menschheit verzweifeln, heißt denn doch nichts anderes, als sich die Sache sehr leicht machen und braucht man dazu nicht Thomas Carlyle zu sein. — Ich habe es ihm das letzte Mal gesagt, daß ich das auch kann, wenn ich mich nur ein Wenig anstrenge. Doch glaube ich,

wird er sich aus dieser Schwachheit, die ihn hart macht, wieder herausarbeiten, wenn ihn der Widerspruch, den seine Pamphlets finden, nicht verstarrkopft.

Schließlich erlauben Sie mir noch als 40-Millionster Theil des deutschen Publikums, Ihnen, verehrter Herr, meinen Dank für den alten Angelus abzustatten. Das ist ein uralter Liebling von mir und wird es bleiben, selbst wenn ich der ungläubigste Mensch von der Welt werden sollte.

8

An Adolf Stahr

Paris, d. 18. December 50

Mein viellieber Freund und Vater!

Ein Faulpelz bin ich nicht — aber geschrieben habe ich nicht, weil ich nicht zu Heine ging und zu Heine ging ich nicht, weil er mir eine schlechte Geschichte gemacht, erbärmliche Emigranten auf den Hals gehetzt hat und ich ihm mußte sagen lassen, daß er ein elender Lügner sei. — Bevor all das geschehen, konnte ich mich auch zu keiner Visite überwinden, da ich wußte, wie sehr er über mich schimpfte. Wahrhaftig dieser sterbende Aristophanes mißbraucht das Recht der Bosheit bis zur gemeinsten Gemeinheit. Nun habe ich noch die Hoffnung das Manuskript des „Atta Troll“ durch Szarvady herauszubekommen — wenn das nicht der Fall ist, so müssen Sie darauf verzichten, denn ich gehe nimmermehr zu Heine.

Was aber machen Sie? Ihr trauriger Brief machte mich noch trauriger als ich schon durch E's Abreise es war. Teufel, sollen just die besten Menschen nicht glücklich sein? — just die, welche alle Bedingungen des Glücklichseins und Glücklichmachens in sich tragen? Auch ich zähle mich zu diesen, seit ich Emmy kenne und wie elend bin ich und wie traurig ist sie, seit

wir getrennt sind. Ich weiß nicht, wie ich über dieses Jahr hinauskommen will — und dann wenn es vorbei ist, was werde ich zu thun haben, um alle die Drachen zu besiegen, die sich als Vater, Mutter, Familie, Eitelkeit, Vorurtheil zwischen mich und sie drängen! Ich möchte manchmal verzweifeln. — Aber Sie, liebster Freund, haben trotz Allem kein Recht zum Verzweifeln — Sie können so Schönes machen, daß es alles Häßliche des Lebens bedeckt; Sie haben Freunde, die Sie herzlich lieben und an Ihren Schicksalen innigsten Antheil nehmen. So sind Sie auch in Ihrer Oldenburger Einsamkeit nicht allein. — Ich aber bin fürchterlich einsam. Hätte ich nicht Szarvady und die liebenswürdigen Sabatiers,[1] ich wüßte nicht was anzufangen. Wahrscheinlich hätte ich ohne sie einen dummen Streich gemacht und wäre nach Deutschland gelaufen . . . . Vielleicht werde ich Sie bald auffordern, eine Arbeit für meinen Almanach, von dem ich Ihnen gesprochen, zu beginnen. Sie sollen gut bezahlt werden, lieber Freund, daß Sie sich einen schöneren Paletot kaufen können. Ach, wenn Sie nur nächsten October wieder hierher kommen könnten mit Fanny und dasselbe schöne Leben neu begönnen. — Adam u. Eva werden Sie schon in der Hand haben — was sagen Sie dazu? Kinkel hat es außerordentlich gefallen — wie ich das weiß? — Das darf ich zur Zeit noch nicht sagen — im nächsten Brief. — Von meinen „Schatten" habe ich heute die letzten Correcturen abgeschickt und Befehl gegeben, daß Ihnen das erste Exemplar zugesandt werde.

Die Kommissionen unserer lieben Freundin Fanny, für die natürlich auch diese Zeilen gelten, konnte ich leider nicht bestellen, da Putlitz bei Ankunft ihres Briefes als preuß. Landwehroffizier schon unter die Waffen geeilt war. — Jetzt habt Ihr ja wieder Frieden in Deutschland! — Wie lieblich muß es sich unter diesen Palmen schlummern und träumen laßen, fast wie unter einem Upasbaume. Wenn ich Euch und sie und noch einige liebe Menschen nicht dart hätte, ich könnte mit der

größten Schadenfreude zusehen, wie Deutschland auf einige Jahre russisch wird. Es verdient für Manches die Knute und — wird sie haben. — Hettner schreibt mir voll Hoffnung — ich habe keine, wenigstens für lange Zeit. Ich richte mich darauf ein mit grauem oder kahlen Haupte nach Deutschland zurückzukehren. Das ist sehr betrübend. Aber warum hat Deutschland noch so Viel zu lernen? und warum giebt es für Völker keine andere Schule als die der Leiden?

Schreiben Sie mir bald, mein liebster, verehrtester Freund, und Sie, meine liebste Freundin. Sie können mir von Old. und Berlin mehr sagen als ich Ihnen von Paris, da ich ewig auf meiner Stube sitze und nur ausgehe, um Sabatier zu sehen. — Fanny danke ich herzlich für ihr Anerbiethen, mir in Dresden helfen zu wollen, — es läßt sich zur Zeit Nichts thun. Mir bleibt Nichts als Hoffen. Tausend herzliche Grüße von mir und Sabathiers.

[1] Hartmann, den England wenig befriedigt hatte, lernte in Paris, wohin er sich jetzt dauernd begab, den französischen Schriftsteller Francois Sabatier und seine Frau, die Sängerin Karoline Ungher, die eine Zeit lang auch Lenaus Braut gewesen war, kennen und schloß sich ihnen eng an; sie lebten im Winter in Paris, im Sommer auf ihrem Schloß Latour de Farges in den Cevennen. In ihrem Haus verkehrte auch die italienische Sängerin Emilia Lagrua, zu der sich Hartmann bald tief hingezogen fühlte; doch war der Widerstand des Vaters nicht zu besiegen. Auch Adolf Stahr mit seiner Freundin Fanny Lewald, Hartmanns Jugendfreund Szarvady, später Gottfr. Kinkel und Ludw. Bamberger lebten für kürzere Zeit oder dauernd in Paris.

9

An Leopold Kompert

Latour de Farges, d. 2. Juli 51.

Liebster Kompert Leopold!

Wie sehr werden Sie erstaunen, unter einem an Sie gerichteten Brief plötzlich den Nahmen eines uralten verschollenen Schulkameraden zu lesen! — Die Veranlassung ist folgende: Vor einigen Wochen lernte ich hier den bekannten Kritiker der Revue des Deux Mondes, Prof. Taillandier,[1] kennen u. da er mich von jeher sehr gepriesen u. er in der That ein liebenswürdiger Mensch, sind wir bald gute Freunde geworden. Noch voll von Ihrem Buche, das ich erst vor einiger Zeit kennen gelernt, sprach ich Taillandier davon u. veranlaßte ihn, Ihrer in einem bald zu erscheinenden Artikel über Jeremias Gotthelf zu erwähnen. Er wäre auch geneigt, eigens über Sie zu schreiben, kennt aber u. besitzt keins Ihrer Bücher. — So will ich Sie, lieber alter Freund, hiermit aufgefordert haben, ihm dieselben zu schicken. Die Revue d. d. M. wird in der ganzen Welt gelesen und ist von größtem Einfluß — lassen Sie sich also diese Gelegenheit nicht entgehn. Offenherzig gestanden, nicht sowohl für den alten Schulfreund als für den Dichter der böhmischen Juden interessiere ich mich so sehr, daß ich gerne, so viel in meiner Macht, zu seinen Erfolgen beitragen möchte. — Ihre Meschumedes Madlene hat mich entzückt — das ist wirklich groß-tragisch und so schön wahr in jedem Detail! Ihr Ghetto habe ich schon vor anderthalb Jahren in Bern, durch Prof. Valentin, den berühmten Physiologen, kennen gelernt.

Interessiert es Sie, etwas von mir zu wissen — nun ich lebe und lebe — die Welt ist überall schön, besonders aber hier in den sonnigen Provenzerthälern, im Angesicht des blauen Meeres und der heiligen Cevennen, im Rausche, den der süßglühende Muscat-Lunel erzeugt. Ich arbeite an einem großen erzählenden Gedichte — doch geht es sehr langsam vorwärts, da ich

mir ein Thema u. strenge Form zur Aufgabe gemacht — dazu brauchte ich heitere Muße und Ruhe des Gemüthes, die mir oft fehlen — vielleicht fehlt mir auch die befruchtende Luft der Heimat — d. i. Deutschlands, nicht Oesterreichs — nicht jenes Landes, in welchem die Leute, die ihr Lebenlang gekrochen, nach einer siegreichen Revolution das erste Freiheitslied schreiben.[2] Leben Sie wohl! Als psychologische Merkwürdigkeit muß ich Ihnen noch erzählen, daß ich in derselben Nacht, da ich Ihr Buch ausgelesen, vom „Nagerl u. Handschuh" geträumt und mich im Traum an die Arie Bruckmanns erinnert habe, die Moritz so komisch gesungen hat und an die ich doch seit 15 Jahren nicht gedacht. — Wir bleiben doch immer dieselben und seine Jugend wird glücklicherweise Niemand los.

[1] Hartmann hatte Taillandier in Montpellier kennen gelernt, wo er seine Vorlesungen an der Universität besuchte. Kompert, der ihm zeitlebens ein treuer Freund blieb, hatte 1848 sein Buch „Aus dem Ghetto", 1850 seine „Böhmischen Juden" veröffentlicht. [2] Das erste Freiheitslied hatte bekanntlich L. A. Frankl gedichtet.

10

An Feodor Wehl[1]

Paris, d. 23. Januar 1852

Verehrter Freund!

Als ich Ihnen die letzten Notizen schickte, konnte ich Ihnen nicht so ausführlich danken, wie ich wollte. Das soll heute geschehen. So danke ich Ihnen zuerst für Uebersendung der Hefte, dann für die höchst erfreulichen Rezensionen. Es kommt mir weniger auf das Lob an, als auf den Ton, in dem man von mir spricht. Von Zeit zu Zeit aber muß einem eine lobende Kritik zu Gesicht kommen, denn man sage was man will, und man sei so wenig eitel als es einem Menschen möglich, das Lob ist nothwendig, die Anerkennung ist ein Bedürfniß, wenn man

weiter gehen soll. Mögen die Ideen, über das, was man leisten will, noch so festgestellt sein, möge man noch so klar sein über Alles, was man soll — man verliert die Hälfte seines Muthes, sobald man sich einsam sieht. Besonders in der Fremde, wo kein naher Widerhall antwortet, beschleicht uns das Gefühl der Verlassenheit doppelt leicht und man erscheint sich bald ein Rufer in der Wüste. Ihr Glücklichen zu Hause wißt nicht, wie das thut. — Meine Notizen werden wohl in der nächsten Zeit dürftig ausfallen, denn es geht in Kunst und Literatur nichts vor. Alles ist versprengt, die Stimmung dumpf, kein Gefühl fürs Schöne. Frankreich ist unausstehlich, widerlich. Glücklich wäre ich, wenn ich mich für einige Zeit nach Deutschland flüchten könnte. Ist es auch dort erbärmlich, so ist es doch die Erbärmlichkeit en famille und man hört seine Sprache und findet Vieles, was trösten kann. In Frankreich, sobald es politisch sinkt, bleibt nichts übrig, als höchstens die Grazie und die kleinen Füße der Pariserinnen. Das ist am Ende nicht genug, besonders wenn man sich überzeugt, daß mit dieser Grazie und den kleinen Füßen nichts Erhebliches verbunden ist.

[1] Wehl hatte unseren Dichter im Winter 1846 auf 1847 im Hause Theod. Mundts kennen gelernt. Seit der Zeit blieben die beiden in reger Korrespondenz; Hartmann sandte Wehl manchen Beitrag zu der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Jahreszeiten“.

11.

An Ferdinand Hiller[1]

Paris d. 30. Juli 52

Motto: Herr Gumpel, ich weiß

H. Heine

Ich weiß, lieber Freund, daß es schändlich ist, einen so liebenswürdigen, noch in der Reisemüdigkeit geschriebenen Brief so lange unbeantwortet zu lassen — aber que voulez-vous? Sie wißen vielleicht, wie sehr ich mich in meine Arbeit vertiefe, wie untauglich ich zu Allem bin, sobald ich in Zug komme; so wars in der letzten Zeit. Ich habe an meiner Novelle geschrieben, u. war nicht im Stande, etwas Anderes zu thun. In der letzten Woche zwar war ich frei, aber eine Horde von empfohlenen Deutschen nahm mir alle Zeit. Das ist schrecklich. Uebermorgen rette ich mich aufs Land, um aufzuathmen u. wieder arbeiten zu können. Bedenken Sie: in Einer Woche sind mir zwölf Personen, darunter eine Majorität von Langweiligen, zugeschickt worden. — Was machen Sie, Gattin und Kinder? Wie behagt es Ihnen in Germanien? ... Haben Sie in ländlicher Einsamkeit schon viel Unsterbliches gemacht? ... Leben Sie wohl, Ich grüße Sie u. Ihr Weib und die Kinder aufs Aller-Aller-Herzlichste. Schreiben Sie mir bald und ersetzen Sie mir so theilweise das letzte Stück Deutschland, das mir mit Ihnen fortgezogen ist. Diese Woche hat mir ein preußischer hochgegestellter Beamter den Antrag gemacht, für meine stillschweigende Aufenthaltsbewilligung am Rhein wirken zu wollen. Ich konnte mich nicht bezwingen, dem Manne und seinen Anträgen einen Schritt entgegen zu thun; doch versprach er, unabhängig und für sich Allein, Alles zu diesem Zwecke zu thun. Wir wollen sehen. Vielleicht poche ich eines schönen Morgens an Ihre Thüre, dann soll mich kein Teufel und keine Polizei mehr aus Deutschland herausbringen. Ich würde dann in Cöln wohnen

und den Rhein wohl auf und ab schiffen. Gestern habe ich das Porträt meiner Mutter bekommen. Ach, wie alt ist die gute Frau geworden! Et j'y suis peutêtre pour quelque chose. Leichtsinn, lieblicher, durchsichtiger, von Zephyren getragener Gott, verlaß mich nicht und verscheuche mit deinem Fliegenwedel Grillen und schwarzbefittigte Sorgen. Amen!

[1] Mit dem Komponisten Ferd. Hiller war Hartmann durch Meißners Vermittlung in Frankfurt bekannt geworden.

12

An Ferdinand Hiller

Paris d. 26. December 52

Mein sehr lieber Freund!

Durch Ihre freundschaftlichen und einladenden Briefe hätten Sie mich beschämt, hätten Sie mir Gewissensbiße aufgeladen, wenn ein kranker Mensch überhaupt ein zurechnungsfähiger oder verantwortlicher wäre. Ich habe in letzter Zeit wieder viel gelitten. Vier Wochen war ich wieder an die Stube, zum großen Theil ans Bett gebunden u. die andere Zeit, da ich schon ausging, war der graubärtige Gesell Hypochonder mein steter Begleiter. ... Zu dieser Krankheit kam in letzter Zeit noch die große Enttäuschung. Ich bin nicht amnestirt u. in Folge hat Manteuffel auf eine Anfrage meinen Aufenthalt in Preußen für eine Unmöglichkeit erklärt. Es ist mir damit eine große u. schöne Hoffnung in Scherben gegangen, die ich in meinen einsamen Stunden, deren ich jetzt so viele habe, noch immer mit großer Wehmuth betrachte. ... Neues weiß ich Ihnen nur wenig zu sagen, da ich immer auf meiner Stube hocke u. nie in Gesellschaft gehe. Berlioz ist berauscht aus Deutschland zurückgekehrt. Das, sagt er, sei das Land, das ihn verstehe. Wie man mir sagt, will er bald einen neuen Eroberungs-

zug durch die germanischen Wälder antreten u. zwar diesmal, was mir unglaublich scheint, an der Spitze eines franz. Orchesters. Er komponirt in diesem Augenblicke eine Fortsetzung seiner fuite en Egypte. Die Italiener gehen trotz der berühmten Nahmen u. trotzdem, daß man sie gewaltsam in Mode gebracht hat, zu Grunde u. darob freut sich mein entmenschtes Herz. Meyerbeer hat für die komische Oper eine Oper komponirt, die auf rußischem Boden spielt. Im Contract hat er die Bedingung gestellt, daß sie erst nach Lösung der orientalischen Frage, wenn die Spannung zwischen Frankreich u. Rußland aufgehört, aufgeführt werden soll. Ist diese umsichtige Aengstlichkeit des Genies nicht rührend? — Leben Sie wohl sammt Gattin u. Erzeugten, sämmtlichen wünsche ich ein glückselches neiches Jahr und gute Xundheit. Gute Gesundheit werde ich dieses Jahr Jedem wünschen; ach, ich habe kennen gelernt, welch ein ungeheures Gut das ist. Das ist so ein alter Gemeinplatz, aber so außerordentlich wahr! Es ist das Gut der Güter, die Gesundheit. Ich wünsche sie Euch allen von ganzem Herzen.

Amen!

13

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Mazas[1] Sonnabend Abend. 7 Uhr. (19. Februar 1853.)

Vor einer viertel Stunde widerhallte diese Wölbung von einer Champagnerexplosion und schon fühle ich mich in einer Stimmung, in welcher ich zu Freunden sprechen, oder vielmehr plaudern muß. Grace à vos soins fürchte ich als ein gourmand goutteux das Gefängniß zu verlaßen, an das ich mich nach und nach gewöhne und das — schrecklich zu sagen, mir anfängt vertraut zu werden. Vertraut und lieb sogar. Es enthält in Gestalt von Büchern, Pasteten, Zigarren, Weinflaschen bereits so viele liebe Zeichen liebenswürdiger und rührender Theil-

nahme, daß es für mich eine ganz eigenthümliche Bedeutung bekommt. Heute Nachmittag hat mir Daniel Stern einen ganzen Baum in Blüthen aus ihrer Serre gebracht; mit Ihrem Bouquet, in dem so viele Veilchen sind, füllt er meine ganze Welt aus und wenn mich beide mit vereinten narkotischen Kräften heute Nacht ersticken, so ist das der schönste Tod, den sich ein germanischer Poet wünschen kann und viel schöner als der Tod des Herzogs von Clarence im Tower. Apropos, weil wir grade vom Tower sprechen, fällt mir ein, daß in dem berühmten Prozeße der Lady Sommerset eine Miss Turner als Vergifterin eine große Rolle spielt. Offenbar hatte sie Schlangenaugen. — Mauprat[2] gefällt mir sehr, obwohl George Sand darin ... zu oft sich wiederholt, daß sie die ganze Erziehung eines tollen, o. rohen, oder schlechten o. blos sinnlichen Mannes vom Weibe, und nur vom Weibe ausgehen läßt. Gewiß, die Weiber thun viel und können viel in dieser Beziehung, aber nicht A l l e s. Das wäre ein sehr un-accomplished Mann, der nicht auch von der Welt und bloß von weiblicher Grazie und der Mystik im Weibe erzogen würde. Woman is a great thing but is not all. Die Weiber, wenn sie schreiben und selbst so geniale Weiber wie G. S. fallen leicht in das Extrem sich für die Herrn der Schöpfung zu halten, in welches die Männer doch, wenn sie nicht Türken sind, nur halb verfallen. — Eine andere Lektüre hat mich gestern auf andere Weise unterhalten: Der Aufsatz Ciceron von Lamartine in seinem Civilisateur, weil es nichts Amüsanteres giebt als die Eitelkeit zu belauschen, die nicht recht den Muth hat zu sagen: seht ich bin der oder die Herrliche! Cicero wird als der herrlichste Bürger, als großer Poet, als glänzender Redner und muthiger Verfechter seiner Meinung, kurz als ein ausgezeichnetes Genie dargestellt. Zwischen den Zeilen aber liest man: Ist das nicht Lamartine? Erinnert das nicht an Lamartine? O Lamartine! und Oh Lamartine und wieder Lamartine. Lam. auf der Tribüne, in St. Pointe, in der Regierung — die Aehnlichkeit soll frappant sein! ... Sehen Sie meine

verehrte, liebenswürdige oder auch durchlauchtige Freundin, mit solchen Gedanken verbringe ich meine Zeit und wenn ich sagte, daß ich sie traurig, wenigstens immer traurig verbringe, so wäre das eine Lüge, und wenn ich ein Gedicht anfange:

O Sarg im Sarge — Kerker im Exile!

so ist das blague! Auch habe ich das Gedicht nicht zu Ende geschrieben, weil ich wohl eine blague anfangen aber nicht durchführen kann.... Aber Verse, Zigarren, Blumen, Champagner — Eins reicht hin zu berauschen und ich komme ins Plaudern. — Von Montag an wird man mich besuchen können; der Instruktionsrichter erlaubt es. Ich möchte so gerne Vieles noch sagen, was Edmée im Mauprat in mir aufgeregt hat, aber, wie gesagt, es geht nicht. Darum gute, gute, gute Nacht!

[1] Hartmann, der sich in Paris gezwungen sah, Unterricht zu erteilen, kam auch in das Haus der russischen Fürstin Troubetzkoi, deren hochbegabte Tochter er unterrichtete. Das Verhältnis zu Mutter und Tochter wurde bald ein herzlich freundschaftliches und da der Fürst sich meist auf Reisen aufhielt, und die leidende Fürstin sich mehr ihren schöngeistigen Vergnügungen hingab, nahm er auch Einfluß auf die Führung des Haushaltes. Damals war Hartmann auch als Berichterstatter für Kunst und Literatur für die Kölnische Zeitung tätig. Das machte ihn als oppositionellen Schriftsteller verdächtig; am 6. Februar wurde er in das Staatsgefängnis Mazas geführt. Hiller, der sich damals in Paris befand, setzte es durch, daß Hartmonn gegen eine Kaution bereits nach 17 Tagen frei gelassen wurde. Zu seinen Pariser Bekannten gehörte auch die Gräfin Marie d'Agoult, eine geborene Bethmann, die nach der Trennung ihrer Ehe in ein intimes Verhältnis zu Franz Liszt trat und damals unter dem Namen Daniel Stern eine viel beachtete Histoire de la révolution française schrieb.

[2] „Mauprat", ein Roman der Georges Sand.

14

An Feodor Wehl

Paris d. 6. März 1853

Lieber Freund!

Verzeihen Sie, daß ich Ihrer freundschaftlichen Nachfrage nicht so schnell geantwortet habe, als sie es verdient. Noch immer weiß ich nicht, wo mir der Kopf steht. Seit ich aus dem Gefängnis bin, habe ich unzählige Visiten zu machen, um der Unzahl von Menschen zu danken, die sich während meiner Gefangenschaft als gute Freunde bewährt haben. Diese Erfahrung ist die süße Frucht jener bitteren Unannehmlichkeit. Denn bitter war sie; das Zellen- und das Absonderungssystem ist das grausamste und barbarischste aller Haftsysteme und kann leicht zum Wahnsinn oder, wenn man nicht einen starken, inneren Inhalt in die schauerliche Einsamkeit mitbringt, zur vollkommenen Demoralisation, zum letzten Verfall führen. Auch diese Erfindung oder Einführung danken wir den frommen Philantropen und ich weiß es jetzt, warum ich diese immer so gehaßt habe. Die Grausamkeit des Systems abgerechnet, wurden wir sehr anständig und mit vieler Rücksicht behandelt. Man ließ uns Alles zukommen, was zur Ausschmückung der kahlen Mauern und zur Vertreibung der furchtbaren Langeweile dienen konnte. So hatte ich eine ganze Bibliothek und war meine ganze Zelle mit Blumen, ja mit ganzen Bäumen, die man mir aus den verschiedensten Gewächshäusern schickte, ausgeschmückt. Außerdem lebte ich während der 17 Tage nur von Pasteten, Trüffeln und den edelsten Weinen aller Zonen. — In diesem Augenblicke bin ich noch nicht ganz frei, denn ich bin nur auf Caution losgelassen und mein Prozeß kann noch weiter gehen oder auch niedergeschlagen werden. Als man erfuhr, daß ich auf Geldcaution frei kommen könnte, liefen von allen Seiten so viele Geldangebote ein, daß die Summen ein sehr anständiges

Vermögen ausmachen würden. Alles das wollte ich Ihnen schon am 5. Februar in einem langen Briefe sagen; ich schrieb ihn des Abends; des Morgens am 6. kam die Polizei und konfiszierte ihn sammt vier Seiten Notizen, die Ihnen bestimmt waren. Die Enveloppe dieses Briefes stammt noch von jenen, denn die ließen sie zurück. — Im Gefängniß habe ich eine Art Memoirenwerk, von dem ich Ihnen längst geschrieben, angefangen; die interessantesten Privaterlebnisse meines dreißigjährigen Daseins zu Novellen, Anekdoten abgerundet und besser und bunt aneinandergereiht. Diesem werde ich mit der Zeit ein anderes folgen lassen, welches Momente von größerer Bedeutung (politische) schildern wird . . . .

15

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Paris d. 14. Juni 53

Meine gnädigste Frau!

Seit zwei Tagen bin ich in Paris und nicht in Fontainebleau; das wäre ein Verbrechen, wenn ich nicht immer hätte kommen wollen und immer verhindert worden wäre. Ich bedaure das nur darum weniger, weil ich Sie zum ersten Male wieder in heiterer Beleuchtung und nicht in diesem schlechten Wetter sehen will. Hoffentlich werde ich schon morgen hinüberfliegen und Ihnen persönlich für die herrliche Überraschung danken können, die Sie mir für den Eintritt in meine Stube bereitet haben. Mein erster Blick fiel, wie natürlich, auf meine Bücher, wie der erste Blick eines heimkehrenden Vaters auf seine Kinder fällt. Der Goldglanz ließ mich sogleich Herrliches ahnen; ich stürzte darauf los und sah, daß ein Halbgott bei mir eingezogen war und ich wußte sogleich, daß Sie ihn eingeführt hatten. Fromm stimmte mein Herz griechische Jubelhymnen an.

Sie haben mir, gnädige Frau, mit dieser Gabe einen längst gehegten Wunsch erfüllt, an deßen Verwirklichung ich eben selbst gearbeitet hatte. Von London aus schickte ich an Cotta eine Arbeit, deren Ertrag und Honorar die Werke Göthes sein sollten. Kennen Sie die biblische Sage? Noah, der sich in seiner Arche vermauert hatte, hätte die ganze Zeit der Sündfluth in Nacht zubringen müßen, da die Arche keine Fenster hatte. Aber er besaß einen großen Edelstein, der die Nacht der Arche wie eine Sonne durchleuchtete. Ein solcher Edelstein ist der Göthe meiner Stube, sind die Dichter, ist die Poesie meinem Leben. Sie sehen daraus, was Sie mir gegeben haben; brauche ich Ihnen noch zu danken? ...

16

An Ferdinand Hiller

Paris d. 22. September 53

Mein lieber Freund!

... Seit drei Wochen habe ich sehr gelitten; ich war ziemlich krank, kränker als ich jemals war u. befinde mich nun in langsamer Convalescenz. Sobald ich mich ein Wenig aufgelegt fühle, gehe ich an die von Ihnen gewünschten Verbesserungen u. das Manuscript überbringe ich dann wohl in höchst eigener Person. Der Kaiser Franz Joseph nämlich hat alle Stuttgarter Deputirten, 13 an der Zahl, amnestirt u. verordnet, daß fürder jedes strafrechtliche Verfahren gegen sie eingestellt werden solle. Da er die loyalen Unterthanen, die sich unter den 13 befinden, und von denen einige als ganz gute Oesterreicher nach St. giengen, amnestiren mußte, laufe ich in der Kategorie mit. Die Amnestie ist prächtig, denn sie ist unerbeten, spontan u. ohne Bedingungen, so daß man sie annehmen kann. Aber meine Freude ist doch nur halb u. kann immer noch zu Wasser werden. Die gegen mich formulierten Anklagen lauten noch auf ganz

andere Verbrechen — die Amnestie bezieht sich nur auf Stuttgardt. Indeßen werde ich sehen, ob sie sich nicht auf den ganzen Menschen ausdehnt u. werde ich es wohl jedenfalls wagen nach Cöln zu kommen, wo ich mich dann auf die Amnestie berufen werde. Um das zu können u. damit die Sache bei meiner Ankunft den Cöln'schen Behörden bekannt sei, bitte ich Sie, Herrn Dumont zu ersuchen, daß er den kaiserlichen Erlaß aus österreichischen Blättern abdrucke, oder wenigstens etwas darüber sage. Wie glücklich werde ich sein, wenn ich die Gränze überschreite.[1] Meine erste Arbeit auf deutschem Boden soll Ihnen gehören — das ist ein Gelübde. Ich habe einen so prächtigen Stoff für eine rührend-komische Oper: Die Auswanderer — Szene für Szene ist sie durchdacht. Mein größter Schmerz bei der Rückkehr ins Vaterland u. dem Abschied von Babylon wird sein, daß ich, um mich loszueisen, wohl werde meine mit so vieler Liebe und Mühe gesammelte Bibliothek verkaufen müßen. Es wird der Schmerz eines Vaters bei Trennung von seinen Kindern sein. Aber ich bringe doch gerne dieses Opfer. Bald schreibe ich Ihnen wieder u. wohl um Sie zu bitten mir in Colonia eine Wohnung zu miethen — nur still u. bescheiden. Ade! Herzlichste Grüße an die Gattin, die theuere, u. die Nachkommenschaft, die sproßende!

[1] Die Hoffnung, nach Deutschland zurückkehren zu können, war allerdings trügerisch; die Amnestie blieb auf Stuttgart beschränkt und die preußische Regierung weigerte sich, Hartmann den Aufenthalt in ihren Ländern zu bewilligen. So blieb ihm seine Bibliothek erhalten.

17

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Syra d. 8. Februar 54

Meine liebe, liebe Fürstin!

Nur fünf Minuten sind mir gegönnt Ihnen meinen herzlichen Gruß vom griechischen Boden zu senden.[1] Gestern sah ich das heilige Land des Peloponnes zum ersten Male, dann fuhr ich vorbei an Cythere, Andros, Milos und nun liege ich im Angesicht des heiligen Delos. Wie oft habe ich daran gedacht, daß ich zuletzt Homer und die Tragiker mit Ihnen gelesen! Mein Herz stimmte den Päan an und Meer und Himmel sangen die Gegenstrophen. — Ade! tausend Grüße! Nun besuche ich das alte Syra — der franz. Dampfer geht ab — leider kann ich Ihnen nicht mehr sagen. ... Ade!

[1] Als der Krimkrieg ausbrach, folgte Hartmann seiner alten Sehnsucht, Reisen zu machen und den Orient kennen zu lernen, ebenso wie seinen politischen Neigungen, indem er sich entschloß, als Berichterstatter der Kölnischen Zeitung dem französischen Heere zu folgen. Sein Brief zeigt, wie sehr ihn die ersten Eindrücke der Reise begeisterten.

18

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Constantinopel d. 6. Mrz 54

Meine liebe, liebe Fürstin!

... Meine flüchtigen Zeilen aus Syra haben Sie wohl erhalten; ebenso wie ich beim Anblick der griechischen Küste an Sie und „all die guten Stunden" gedacht habe, ebenso lebendig habe ich, an der Troer Ebene vorübersegelnd, eine ganze schöne Vergangenheit voll poetischen Genußes und lieber Freundschaft vor mir aufsteigen sehen. Sonderbar sind die Wirkungen des

Zusammenlebens und Genießens; beim Anblick des Achilleushügels, des Olymps und der Insel Tenedos muß ich einer modernen rußischen Barbarin gedenken. Aber es bedarf auch dieser äußeren Erinnerungen nicht. Das schwöre ich mit aufgehobener Hand! Jetzt, da die Gefahr groß ist, daß ich Sie und Alles was zu Ihnen gehört, durch Jahre und Jahre nicht wiedersehe, lege ich meine Scheu vor Gefühlsäußerungen und Freundschafts-Erklärungen bei Seite und bitte Sie herzlich mir ein freundliches Andenken, mir einen kleinen Winkel in Ihrem Herzen zu bewahren. Diese Bitte richtet sich an Sie, an den Fürsten, an Katherine, an Alles was zu Ihnen gehört. — Nicht nur die Zeitlage, auch meine Pläne laßen mich befürchten, daß ich die lieben Freunde sobald nicht wiedersehen werde. Einmal im Orient halte ich es für meine Pflicht so viel als möglich daraus zu schöpfen. Nicht Bücher will ich darüber schreiben, aber mein vorzugsweise historischer Sinn treibt mich, die Wiege der menschlichen Bildung zu sehen, die Quellen der Religionen, Philosophien, der Dichtung und der großen Thaten zu besuchen und an heiligen Gräbern, seien sie wem immer heilig, auszuruhen. Denn seit ich allein bin und schon manchen von der Geschichte verklärten Punkt gesehen habe, seit ich heraus bin aus dem Kampfe der Civilisation, d. i. aus dem Kampfe des Ursprünglichen, des Gedankens, mit deßen Mißbrauch, fühle ich mich auch milder gestimmt und Alles, was den Menschen heilig ist, ist es mir. Und so denke ich Syrien, Judaea, Egypten, Griechenland zu besuchen. Freilich mache ich vielleicht die Rechnung ohne den Wirth; es ist die Frage, ob meine Mittel und ob meine Gesundheit ausreichen. Indeßen bin ich mit dieser zufrieden. Mein Leben braucht Bewegung und so fühle ich mich, meine Einsamkeit abgerechnet, körperlich wie geistig wohl. An das Schiffsgeländer gelehnt, hinaussehend ins unendliche Meer oder der Küste einer griechischen Insel entgegen, erkannte ich manchmal zu meiner höchsten Ueberraschung den Menschen in mir, den ich seit ungefähr drei Jahren für todt hielt und herzlich

betrauerte. So glaube ich, daß ich wohl mit mancher Falte mehr aber doch mit einem verjüngten Gemüth zurückkehren werde. Wie leid thut es mir, daß ich mich Ihnen dann nicht soll zeigen können, um Sie an den verdrießlichen, im Inneren Trübseligen vergeßen zu machen. Hier ist das Leben während der schlechten Jahreszeit (und diese wüthet jetzt) höchst unangenehm. Man kann die Gaße nicht betreten vor Schmutz und so habe ich von den Eigenthümlichkeiten orientalischen Lebens und der Schönheit des Bosporus nichts oder wenig aufgesucht. Ich sitze zu Hause und lese osmanische Geschichte, manchmal einen Roman von Georges Sand und friere bei der höchst armseligen Wärme des Mangals, einer Art mit Holzkohlen angefüllter Vase, die die Stelle des Ofens vertritt. Gott, wenn Sie, die frostigste aller Fürstinnen, aufs Mangal reduziert wären! Ich will diesen Gedanken seiner Schrecken wegen nicht weiter denken. The fact is, ich schreibe Ihnen mit starren Fingern, obwohl heute, zum ersten Male seit vierzehn Tagen, die Sonne scheint und der Himmel wolkenlos ist. ...

19

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Constantinopel d. 20. April 54

Meine gute, liebe Fürstin!

Es liegt etwas zu großer Raum zwischen uns, um mit Erfolg und ohne Mißverständniß über die Wahlverwandschaften plaudern zu können. Ihr Enthusiasmus für das Buch freut mich außerordentlich und um so mehr, als ich mir fälschlich einbildete, daß Ihnen Manches darin anstößig sein werde. Es freut mich, daß ich mich getäuscht habe und daß Sie in größerem Style frei sind, als ich mir eingebildet. Die Wahlverwandschaften sind eine Blüthe der Civilisation — besonders der

deutschen Civilisation und sie entstanden zu Anfang dieses Jahrhunderts! Die Erkenntniß, zu der sich der Rest der Welt erst noch durch ein halbes Jahrhundert durcharbeiten mußte, die man Sozialismus, Georges Sand u. s. w. nannte — in diesem Buche, in diesem Göthe, in diesem deutschen Volke liegt sie schon ausgesprochen, ohne daß man ihr einen besonderen Nahmen gab. Daß man ihr keinen Nahmen gab, beweist, daß sie natürlich erschien und wahr und nicht systematisch oder ein Streitapfel für Sekten. Hier erschien nichts frivol, weil Alles auf Erkenntniß des Menschen und der Natur begründet war und als Moral im höheren Sinne auftrat. Der reife Mensch kann nach Lesung der Wahlverwandschaften ausrufen wie das unschuldige Frln. Cina nach der Lesung des Faust: Et on a dit tant de mal de ce livre! — Sie haben aber Unrecht gethan, es auf dem Sopha liegend zu lesen; dieses Buch muß laut, viva voce, gelesen werden, wie ich es mir selber — freilich in meinem zwanzigsten Jahre — dreimal laut vorgelesen habe. Wenige prosaische Werke, die von einem Herrn Baron und einem Hauptmann und einem Pensionslehrer handeln, besitzen diese Harmonie der Sprache, wenige diese edle Form im Frack, die alle Poesie aufwiegt. Die Wahlverwandtschaften sind nicht nur ein wunderbar psychologisches Buch, sie sind auch ein großes Kunstwerk, ein Gebilde von vollendeter Formdarstellung und auch in dieser Beziehung eine höchste Blüthe deutschen Geistes, der auch Beethoven und Mozart hervorgebracht hat. ... Und damit, nicht wahr? — ist es genug über die Wahlverwandtschaften. Vielleicht wüßte ich Ihnen Beßeres und Frischeres darüber zu sagen, wenn ich sie neuerlich wieder gelesen hätte. So sind es wohl schon Jahre. Lieber spreche ich Ihnen von Ihnen selbst und wie sehr mich Ihr lieber Brief gefreut hat.

Const. den 3. Mai.

Liebe Fürstin!

Aus den Daten sehen Sie, wie eifrig mein Wille Ihnen so bald als möglich zu antworten und um wie viel stärker als mein Wille das Schicksal war. Zwischen den zwei Daten war ich ziemlich krank, indem ich, wie jeder Fremde hier, dem Klima meinen Tribut, so zu sagen die türkische Kopfsteuer, zahlte. Ich war zu verdrießlich, um an liebe Freunde zu schreiben, wenn auch nicht krank genug, um immer zu Hause zu bleiben. Trotz meinem Unwohlsein habe ich manche Ausflüge gemacht und Stambul untersucht. Ein höchst intereßanter Tag war es, da ich die alte Stadtmauer von Byzanz, die Ruine der Ruinen umritt, um den Fall der alten Stadt und die Geschichte der Belagerung zu begreifen. Die Stadtmauer gleicht einer Reichsversammlung großartigster Ruinen; sie ist etwas Unvergleichliches, Großartiges, wie es zum Byzantinismus gar nicht, wohl aber zu dem schönen Tode des letzten Kaisers paßt. — Ich habe die Zeit hier zu Studien der byzant. wie osmanischen Geschichte verwandt, so daß mir nun jeder Schritt durch historische Erinnerungen belebt wird; das macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man sich sagt, daß man mit solchen Erinnerungen unter Einheimischen wandelt, die selber von ihrer Geschichte keinen Begriff haben. Dies gilt von Griechen wie von Türken; jene haben bloß traditionellen Haß und unendlich viel historischen Aberglauben, diese haben gar nichts und leben auf und mitten großer Ruinen gedankenlos. Die Ruinen hier sind nicht das Meist-verfallene; die Menschen sind es viel mehr. Himmel! welche Menschen! Dummheit und Niederträchtigkeit sind ihre einzigen Unterscheidungszeichen — doch sind mir die dummen Türken die liebsten. — Glücklicherweise läßt einen die Natur an den lieben Nächsten vergeßen und breitet über diese häßliche Menschenwelt einen Schleier aus, der selbst sie verschönt. Selbst als ich sehr krank war,

schleppte ich mich alltäglich gegen Sonnenuntergang in den Hof eines gewißen Derwischklosters, wo man grade auf den Punkt sieht, der das goldene Horn, das Marmara-Meer und den Bosporus vereinigt. ... Neben mir sitzt eine Gesellschaft von Derwischen, die, gedankenlos wie ich, aus langen Pfeifen rauchend, hinabstarren. ... Ich hoffe, Sie werden, wenn erst Constantinopel rußisch ist, dieses Derwischkloster kaufen und einen Pallast mit einem großen platten Dache dahinbauen. Ich verspreche, Ihnen auf diesem platten Dache Nichts vorzulesen — selbst nicht Homer. Wir schweigen sämmtlich; ich und der Fürst rauchen schweigend, nur Katharinen ist es erlaubt unartikulirte Laute des Entzückens auszustoßen und Muzl eine Beethovensche Sonate zu spielen. Nur wilde Naturlaute und höchste Kunst sind hier gestattet und am Platze.

Doch werde ich mich von dieser schönen Welt bald trennen. Der „Vauban", der sich bei Beschießung Odeßas ausgezeichnet, wird hierherkommen, um sich von seinen Wunden zu heilen; mit ihm werde ich wahrscheinlich abreisen und mich, ich weiß nicht wohin, ins schwarze Meer, vielleicht an die tscherkeßische Küste tragen laßen. (Vauban ist ein franz. Kriegsschiff.) Oder ich gehe nächste Woche, so ich gesund bin, in Gesellschaft zweier deutscher Offiziere nach Warna und von da ins Hauptquartier, um mir die Rußen und Türken in der Nähe zu beschauen. Offenherzig gestanden! Ich glaube, es ist an beiden nicht viel Tröstliches zu sehen. Ganz unpartheiisch will ich Ihnen sagen, was ich mir aus den verschiedensten Berichten und Thatsachen abstrahirt habe: Der türkische gemeine Soldat ist ganz vortrefflich; er ist willig, ausharrend, muthig, alle Leiden ertragend. Die türkische Artillerie so gut wie irgend eine Europas. Die Offiziere sämmtlich dumm oder schlecht, höchst unwißend, gemein und jämmerlich. — Die rußischen Offiziere sind gut und wollen siegen; in ihren Operationen ist viel Klugheit; in der höchsten strategischen Leitung thut sich militärisches Wißen und viel slavische List kund. Aber Menschenleben wird

wie ein werthloses Ding verschwendet; man besinnt sich nicht, zur Erreichung kleiner Nebenzwecke Tausende zu opfern. — Der gemeine Soldat, von deßen Begeisterung für die Sache man so viel gesprochen, geht höchst ungerne in den Kampf und wird meist mit Schlägen, mit Kanonen, mit hinten aufgestellten Kolonnen ins Feuer getrieben. Einmal darin steht er fest. Er harrt aus, hat aber nicht den Impetus des Türken. Die rußische Artillerie ist schlecht, sehr schlecht, wie es scheint, sehr unbekannt mit all den Verbeßerungen des westlichen Europas, welche den Türken durch die preußischen Instruktoren mitgetheilt worden. — Mit Pulver und Kugeln gehen die Rußen ebenso zwecklos verschwenderisch um wie mit Menschenleben. Wo es galt mit Artillerie (der Seele des heutigen Krieges) vor Festungen oder Verschanzungen einen Zweck zu erreichen, haben sie sich immer kompromittirt. Vor Odeßa, wo sie vom festen Lande schoßen und, im Vergleich mit Schiffskanonen, viel beßer zielen konnten, haben sie gegen nur vier Schiffe Nichts ausgerichtet: der englische Terrible ist am Aergsten verwundet d. h. er hat binnen 12 Stunden nicht mehr als 11 Schüße und doch mehr als die anderen drei bekommen. Numerisch sind die Rußen den Türken allerdings weit überlegen, trotz franz. und engl. Zuzüge, die auf diese Entfernung nicht viel zu bedeuten haben werden. Was sie an Hilfe bringen können, wird durch den griechischen Aufstand und die Freundschaft der türkischen Slaven aufgewogen. Unter diesen Umständen kann Rußland zu manchen Vortheilen gelangen, ohne sich dadurch in der Meinung zu heben. Selbst siegend wird es seine Schwäche gezeigt haben und man wird sich aus diesem ganzen Kriege die Lehre ziehen können, daß die Schwäche aus dem Mangel an Civilisation und Freiheit entstanden. Nur ein zivilisirtes Volk kann eine Artillerie besitzen, wie sie der heutige Krieg braucht, und nur ein freies geht freiwillig ins Feuer. Freilich ist der Türke auch nicht frei, aber von Rußland unabhängig und in dieser Beziehung frei, das will er

sein. — Dies Alles nehmen Sie als von einem ganz unparteiischen Zuschauer und Zuhörer. — Tausend Grüße an den Fürsten. Es lastet mir zentnerschwer auf die Seele, daß ich ihm noch seinen Tabak nicht schicken konnte, aber Niemand will sich mit einer so gefährlichen Waare und mit Duanengeschichten beladen. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf. — Leben Sie wohl und vor Allem gesund! Ade!

20

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Constantinopel d. 25. October 54

Meine liebe gute Fürstin!

Die Freunde werden Ihnen schon die wahrhaftigen Schicksale meiner letzten Monate erzählt haben und ich erspare Ihnen und mir la penible repétition. Da liege ich nun, gerade wie eine gewiße Fürstin, den ganzen Tag, die Beine von einem großen Tuche bedeckt, ein Buch in der Hand — nur fehlt mir, was in einem solchen Zustande nothwendig ist: die ganze Schaar der Maillard, Pelagie, Adrien etc., ferner die Freunde, ein schönes Landhaus, von Zeit zu Zeit ein Quartetto u. drgl. m. — Ich liege im Hospital und scheine so die ganze Laufbahn eines Dichters hinter mir zu haben; im Gefängniß war ich längst, nur noch das Irrenhaus fehlt, um aus mir dem ohnehin Exilirten einen kompilirten Cervantes-Camoens-Tasso-Dante zu machen. Wie zufrieden wäre ich, wenn dieses Rezept in der That zu einer solchen Composition hinreichte. — Haben Sie es auch geglaubt, daß ich dumm genug bin, mich von den Oesterreichern fangen zu laßen?[1]) Ich würde mich über diese Verkennung trösten, wenn ich wüßte, daß Sie mir in ein Hartmann-Schnupftuch einige Thränen nachgeweint haben. Im Ganzen scheint es, daß ich, wenn ich auch gefangen, keiner sehr langen Haft entgegen gehen würde, denn aus Vielem ersah ich bei dieser

Gelegenheit, daß in Oesterreich eine mir günstige Stimmung herrscht und daß sich in einem solchen Falle viele mir günstige Stimmen erheben würden, die man nicht überhören dürfte. Indeßen bin ich frei und freue mich meiner Freiheit, denn sie erlaubt mir, ein baldiges Wiedersehen meiner Freunde zu träumen. Und in der That, ich träume oft davon. Ich habe eine Art Heimweh nach Frankreich, aber nicht der Franzosen wegen. Indeßen will ich den Orient, oder wenigstens Const. nicht vor irgend einer Entscheidung verlaßen. Jedenfalls muß der Ausgang der Sebastopoler Unternehmung abgewartet werden, die sich etwas in die Länge zieht. Es ist dort nicht Alles wie es sein soll. Lord Raglan ist nicht der Mann, der so große Schwierigkeiten überwinden könnte und Mentschikoff im Gegentheil scheint ein Mensch von Fähigkeit und Energie. Am 18. hat die Beschießung begonnen und noch heute sind wir ohne Nachricht von irgend einem bedeutenden Erfolg, während das Gerücht geht, daß starker ruß. Entsatz herangerückt und in die Festung gekommen. Ja es steht sogar eine tüchtige Armee im Freien, in der Krim, und viele starke Garnisonen in der Nähe (Chasan, Odessa etc.) und der Perekop ist mehr in den Händen der Rußen, denn der Alliirten. — Aber kommen wird, was kommen muß; warten wir es ab. ... Leben Sie wohl und glücklich! Noch viel hätte ich mit Ihnen zu plaudern, aber ich kann nicht lange sitzen und schreiben. Meinen nächsten Brief werde ich vielleicht unter den Augen von drei Jahrtausenden schreiben und von den Pyramiden datiren. —

Die dicke Strohblume ist von der Arab-Tabia — die andern alle vom Achilles-Grab bei Troja.

Soeben kommen Nachrichten aus Sebastopol. Drei der bedeutendsten Forts, Constantin, Nicolai, Catharine sind Schutthaufen. Die Flotte hat einen Ausfall gemacht und ist zurückgeschlagen — die Polen gehen en masse über.

[1] Hartmanns Fußleiden, das er sich am Beginn der Reise durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte, meldete sich, eine Folge der Beschwerden

seiner Reise, wieder so stark, daß er sich in Giurgewo zu Bett legen mußte und über Rustschuk und Varna nach Konstantinopel fuhr, wo er das deutsche Hospital aufsuchte. Da er in dieser Zeit unfähig war, zu schreiben, verbreitete sich in Deutschland das Gerücht, er sei den Österreichern in die Hände gefallen, was seine Freunde in Frankreich, Deutschland und Österreich veranlaßte, alles daran zu setzen, um das voraussichtliche schwere Schicksal, dem er entgegen zu gehen schien, zu mildern. Der vorliegende Brief überzeugte seine Freunde, daß Hartmann, wenn auch nicht gesund, so doch am Leben und nicht in Österreichs Gewalt war.

21

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Constantinopel d. 22. Januar 55

Meine liebe gute Fürstin!

Soeben, eine Stunde vor Postabgang, erhalte ich Ihre lieben Briefe vom 17. Dec. und 3. Jan., beide zugleich und ich beeile mich Ihnen und den andern lieben Correspondentinnen, in wenigen Worten, noch im Bette auf meinem Knie schreibend, herzlich, dreimal herzlich zu danken. Es sind das seit Monaten die ersten eigenhändigen Zeilen, sie sollen an Sie gerichtet sein. Noch bin ich eingesperrt und werde es den ganzen Winter bleiben. Die Aerzte sagen, daß mich nur der Frühling in Verbindung mit einem Schwefelbade gänzlich heilen kann; so wird wohl meine erste Reise nach einem Bade gehen, nach Brussa in Asien oder nach Aix in Savoyen und so hoffe ich Sie, aufrichtig auf meinen Füßen, wie es im Evangelium heißt, wieder zu sehen. Bis dahin habe ich eine einfärbige traurige Zeit vor mir. An die Rückreise ist in diesem Augenblicke nicht zu denken, da ich unbehilflich bin und dazu eine Schaar von Dienern bedürfte. Indeßen bin ich doch nicht ganz müßig; ich habe eine lange lange Novelle „Dur und Moll“ beendigt, die Sie in der Kölnischen lesen werden. — — Schon lange habe ich Ihnen eine Geschichte erzählen wollen, die Ihnen beweisen soll wie sehr

und wie unter allen Umständen ich an meine moskowitischen Freunde denke. Als ich in Silistria war, nach Aufhebung der Belagerung, fand ich auf einem Felde, zwischen den Saaten, nahe den endlosen rußischen Gräbern die unbegrabene Leiche eines rußischen Offiziers. For your sake und des Fürsten halber miethete ich drei bulgarische Bauern und erwies ihm die letzte Ehre, indem ich ihn neben seinen Landsleuten begraben ließ. — Nun ich Ihnen dieses als einen Beweis meiner treuen Erinnerung gesagt habe, darf ich Ihnen auch etwas Hartes sagen. Sie sind eine große Egoistin! eine arge Egoistin! Schon zweimal haben Sie mir vorgeworfen, daß ich Ihnen Sz. und nicht Oppen. als Lehrer für Catharina empfohlen habe, weil Ihnen letzterer ein beßerer Gesellschafter scheint. Parbleu! handelte es sich denn darum Sie zu amusiren oder Katharine zu unterrichten? Ist Ihr Amusement wichtiger oder ist es des Kindes Unterricht? Und wer sagt Ihnen, daß der unabhängige Mensch O., der von seinen Renten lebt, angenommen hätte? oder ob der gute Gesellschafter ein guter Lehrer wäre? O Rabenmutter! ich gestehe es, daß mir der gute Unterricht meiner lieben Käthe größerer Berücksichtigung werth scheint, als die Unterhaltung der Fürstin — Und damit hätte ich Ihnen meine Meinung gesagt, ohne Ihnen avec tout ça die Sache schwerer und verbrecherischer anzurechnen, als sie es verdient, denn ich kenne das verzogene Kind des rußischen Grafen, die verzogene Frau des ruß. Fürsten und weiß, daß man es mit verzogenen Kindern und Frauen nicht zu streng nehmen darf. Ich küße Ihnen die Hand.

Einige Tage später

Ich habe das Hospital verlaßen und wohne nun im Deutschen Casino, wohin ich mich von zwei Armeniern in einer Sänfte habe tragen laßen und wo mir die hiesigen Deutschen ein sehr konfortables und schönes Stübchen eingerichtet haben. Ich habe die Aussicht auf den Cypreßenhain des kleinen

Campo, auf das goldene Horn und über Stambul hinweg auf das Marmarameer. Ich kann in dieser netten Stube schon ein wenig herumkriechen und verbringe den Tag außer dem Bette auf dem Divan. Doch bin ich noch fern vom schönen Lande der Gesundheit. Ich glaube, Sie werden mich beim Wiedersehen sehr gealtert finden — ungealtert an mir wird nur die alte Freundschaft für Sie und Alles was zu Ihnen gehört, geblieben sein. Leben Sie herzlich wohl! Millionen Grüße an all meine lieben Correspondentinnen; ich werde nach und nach allen antworten — auf Einmal an sechs liebenswürdige Damen zu schreiben, ist für ein männliches Herz zuviel, selbst in der Türkei!... Meine gute Käthe hat wohl ihr Geburtstagsgeschenk, eine türkische Frauentasche, Frl. Marianne ihre Pantoffel und der Fürst seinen Tabak schon erhalten? Möge Alles dazu dienen die Erinnerung an mich aufzufrischen; ich bedarf dergl. nicht, um an Bellefontaine mit Liebe zu denken.

22

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Const. d. 27. April 55

Meine gute, liebe Fürstin!

Seit Ihrem letzten Briefe nenne ich Sie nur meine liebe Freundin, zeigen Sie mir doch so viel innige und wohlthuende Theilnahme, daß ich der undankbarste Mensch sein müßte, wenn ich es je vergeßen könnte. Ich habe schon Freunde genug gehabt, aber wenige die es, durch ihre oder auch meine Schuld, nach langer Trennung oder bei weiter Entfernung geblieben wären. Ihnen und ganz Bellefontaine gegenüber habe ich die feste Ueberzeugung, daß es in aller Zukunft anders sein werde, trotzdem Sie sich leicht von andern begeistern laßen und selbst wenn ein mißgünstiges Schicksal ein baldiges Wiedersehen ver-

hindern sollte. Doch stehen schon heute die Dinge anders als gestern, da ich Frl. Marianne geschrieben habe. Ich habe gestern einen Brief aus Wien erhalten, in welchem es heißt, daß ich mich direkt an den Kaiser wenden müße. Das wird meine Rückkehr in die Heimath sehr verzögern und ich werde, wenn es thunlich ist, die Entscheidung in Paris abwarten. Vielleicht aber werde ich auch hier bleiben müßen. So sehr bin ich ein Spielball der Gewalten außer mir geworden, daß ich meine Zukunft nicht auf zwei Tage hinaus bestimmen kann. Der gestrige Brief belehrt mich, daß ich den bittern Kelch bis auf die Hefe leeren muß; ich werde es thun, weil ich nicht mehr anders kann, aber Sie mögen sich denken, wie sehr mich das Alles unterwühlt. Es ist mir so, als müßte ich mich nach gethaner That in irgend welcher Einsamkeit, des Waldes oder der Familie, verbergen oder vergraben. „Ich bin kein Gott; zu tief ist es gefühlt!" sagt Faust. Aber brechen wir davon ab; lieber zu Ihnen. Lesen Sie beiliegendes Briefchen an Katharine und urtheilen Sie, ob es nicht zu sehr ein Liebesbrief ist. Wie sehr ich mich auch zurückgehalten habe, erstaunte ich doch beim Durchlesen, wie sehr warm und im Grunde ernsthaft die Zeilen geworden waren. In der That habe ich das Kind ganz außerordentlich lieb; ihr Glück, ihre Zukunft sind mir ans Herz gewachsen und in meinen den Erinnerungsträumen geweihten Stunden spielt sie eine große Rolle. Mein letztes Jahr hat mich gelehrt, was die Wechselfälle des Lebens zu bedeuten haben und je größer und weiter die Zukunft irgend eines lieben Gemüthes, desto inniger sorge ich und bange ich dafür. Das ist allerdings eine melancholische Richtung, Spleen, Krankheit; aber ich bin krank, ich gehe nicht aufrecht. Genug auch darüber... Welche Wirkung hat der Tod des Kaisers in Ihrer Familie hervorgebracht? Ich glaube, daß bei aller Verehrung, die die Rußen für ihn hatten, den Meisten doch ein Stein vom Herzen gefallen sein mag; wahrscheinlich wird das Regierungswesen doch bald ein milderes

werden; die Zensur, die Absperrung vom Auslande, der Scheintod des Volkes werden einen weniger harten und strammen Charakter erhalten. Man wird es in einiger Zeit erst in Rußland fühlen, daß das Land niemals so gedrückt gewesen, wie unter Nikolaus; der Heiligenschein, den man jetzt um seine Stirne webt, wird in der Geschichte bedeutend erblaßen. Seine Regierung war energisch und konsequent, aber energisch und konsequent in der Bornirtheil. Sie kann auf den ersten Anblick täuschen wie seine ganze Erscheinung, aber man darf ihr nicht in die gläsernen, kalten Augen sehen. Der Tod des Kaisers spielt allen jenen Revolutionären, die mit seiner Hilfe Revolution machen wollten, einen großen Streich, was mich überaus freut. Ich habe es immer gewußt, daß es so beschränkte Leute giebt, welche auf diese Weise Revol. machen, das heißt, eine mutige Freiheit gründen wollen ... Politisch Neues giebt es Nichts. Das Bombardement v. Sebast. ist wieder eingestellt. Man ventiliert einen neuen Feldzugsplan für Beßarabien. Die Erdbeben dauern noch immer fort. Brußa existiert nicht mehr. Man erwartet dort einen jungen Vulkan.

23

An Ferdinand Hiller

Wildbad d. 19. August 55

Mein lieber Freund!

... Was meinen Besuch in Köln betrifft, so haben Sie mich, lieber Freund, mißverstanden. Nicht jetzt, nicht von hier aus kann ich dahin kommen, aber ich habe Hoffnung, daß mir die Pforten Deutschlands überhaupt und vielleicht in naher Zeit geöffnet werden. Das sehr freundliche Entgegenkommen des Herrn v. Bruck und der traurige, durch all meinen Unstern verursachte Gemüthszustand meiner Mutter haben mich bewogen,

schon von Konstantinopel aus direkt an den Kaiser zu schreiben und ihn um die Erlaubnis der Rückkehr zu bitten. Bis jetzt habe ich keine Antwort, doch macht man mir Hoffnung. Freilich war mein Brief nicht übertrieben supplikantenhaft gehalten und kann ich außerdem erwarten, daß man von mir irgend eine ehrenrührige Demüthigung verlangt, in diesem Falle muß ich dann dem Vaterlande und dem Gedanken an eine Rückkehr für immer Lebewohl sagen. Auf keinen Fall werde ich ein Reuebekenntniß unterschreiben.

Ueber all diese Dinge, lieber Freund, halten Sie reinen Mund, denn, wie sehr ich auch überzeugt bin Nichts gethan zu haben, als was Pflicht gebot und Ehre erlaubte, so könnte mir doch von Leuten, die mich weniger kennen, dies oder jenes schlecht ausgelegt werden...

Halb Wildbad weiß, wer ich bin. Doch habe ich mich über die Verschwiegenheit der Leute nicht zu beklagen; es ist ganz merkwürdig, mit welchem Takt man auf meine Verkleidung eingeht, wie man das Geheimniß wahrt, 2c. Manche Frauen die mich vermuthen, amusiren mich sehr. Sie suchen meine Bekanntschaft, sie knüpfen ein Gespräch an und nach einer Viertelstunde sind sie mit geschickten Wendungen, von Politik oder Literatur sprechend, bei mir angekommen. Da werden mir denn die schändlichsten Komplimente ins Gesicht geworfen, während das Auge sehr beobachtend an mir hängt. Ich bleibe impassible und kenne mich und meine unsterblichen Werke entweder gar nicht, da ich schon so lange aus Deutschland abwesend, oder ich schimpfe so gewaltig über mich selber, daß ich mich nachträglich mit mir selber schlagen müßte, wie Lavater vor dem Spiegel. Ich habe mir bei solchen Gelegenheiten manche so gute Wahrheit gesagt, daß ich mir davon manchen Nutzen verspreche. Lesen Sie Chamissos Gedicht „Die Erscheinung" — c'est mon cas. Mit meiner Gesundheit geht es, kurz gesagt: nicht besser, obwohl ich heute mein 22. Bad genommen. Doch vertröstet man mich und versucht man die

Schmerzen, die ich seit einigen Tagen erdulde, als eine hoffnungsvolle Krise darzustellen: Vederemo! Sollte ich krank bleiben, wäre ich doppelt unglücklich, denn ich hatte mir im letzten Jahre vorgenommen, ein guter gesunder Philister zu werden und mir ein gutes, schönes und reiches Weib zu suchen. Das werde ich bleiben laßen, wenn meine Krankheit zu große Anhänglichkeit beweist, denn ein kranker Mann ist selbst zu schlecht zu einem Ehekrüppel. Gesundheit, lieber Freund, Gesundheit! Meine ganze Seele schreit und weint nach Gesundheit. Mit welcher Ruhe, ja Freude möchte ich jetzt meine Armuth ertragen, wenn sie nur gesund wäre; aber Krankheit und Armuth zusammen, das ist zu viel, auf Ehre, zu viel! Indeßen müßen Sie nicht glauben, daß ich momentan arm bin, — im Gegentheil.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie mir nach hieher, wo ich wahrscheinlich noch 14 Tage bleiben werde. Ich wohne bei Kaufmann Meyer, nämlich Meyer. Der Nahme, glaube ich ist nicht selten und man sollte ihn in jeder Schrift mit Leichtigkeit lesen können; ja, es ist ein Nahme der gar nicht geschrieben zu werden braucht. Joseph ist doch ein ganz anderer Mann als Sie. Er wußte auch nur, daß ich bei Meyer wohne, aber nicht zufrieden damit, hat er noch die ganze Kurliste durchstudiert und seinen Brief, in dem er mir seinen Besuch ankündigte, war nicht nur an Kaufmann Meyer, sondern breit und ausführlich an den Herrn Kaufmann Basilius Meyer addreßirt. Da nehmen Sie sich ein Beispiel. Noch einmal ein herzliches Lebewohl und Grüße an Weib und Kind.

Ihr Adolph[1]

„C'est son Adolphe, son Arthur" sagen die franz. Grisetten.

[1] Hartmann lebte in Wildbad, um allen Unannehmlichkeiten mit der Regierung auszuweichen, unter dem Pseudonym eines Musikers Adolph Schimon.

24

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Paris Sonntag 56.

Vielen Dank, liebe Fürstin! für die Revue, die ich schon ganz gelesen habe und die wirklich viel Intereßantes enthält. Daß ich Ihnen doch in jedem Brief für etwas zu danken habe!! Wo soll das hinaus? Mit wie vielen Feßeln wollen Sie mich noch an sich feßeln? Aber schadet nichts; fahren Sie nur so fort, rußische Fürstin, und machen Sie sich noch eine „Seele" mehr... Der Fürst erhält von mir ein Paket türkischen Tabak, das ich soeben auf die Eisenbahn geschickt habe und das gestern aus London angekommen ist. Man schickt wenig, um abzuwarten, ob man mit der Sorte zufrieden ist. Vom Hause habe ich beruhigende Nachrichten, obwohl mich mein Schwager und meine Schwestern immer aufs Grausamste quälen und erschrecken, um mich zu einem demüthigenden Schritt der Regierung gegenüber zu bewegen. Aber ich bin entschloßen das Härteste lieber zu ertragen, als mich noch einmal an den Kaiser zu wenden und meinen stolzen Worten, von Konstantinopel aus, irgend welche suplizirende hinzuzufügen. Ich habe genug an meinem leiblichen Elend, warum mir noch einen Krebs in die Seele setzen, an dem ich gewiß zu Grunde gehen würde. Leben Sie herzlich wohl. Bitte entschuldigen Sie mich bei Catherine, daß ich ihren lieben Brief noch nicht beantwortet habe, Tausend Grüße an sie und an ganz Bellef. — Der Doktor will mich noch immer nicht aus dem Bette laßen und ich fange an zu glauben, daß er Recht hat und ich denke darüber nach, wie ich irgendwo zwei Riesen auftreiben könnte, die Sie die fünf Treppen herauftragen sollen, wenn Sie nach Paris kommen. Heute Nacht habe ich von Ihnen geträumt, ich sah Sie in der Tracht einer alten Bojarin und ich vertheidigte Catherine, die Sie zwingen wollten, sich auch so zu kleiden. Mad. Manzuroff fand, daß ich Recht hatte und sagte, Cath. sollte vielmehr à la

Maria Stuart gekleidet werden und daß Zina von Weihnachten an, sich ebenfalls nach den Moden des 16. Jahrhunderts kleiden werde, was mir eine sehr große Freude verursachte. Mein Traumgott ist noch mein bester Freund und führt mir jede Nacht die merkwürdigsten Komödien und Tragödien auf. Noch einmal herzlichstes Lebewohl!

25

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Paris d. 16. October 56

Meine gute Fürstin!

Wenn die Pfade meines Lebens nicht so weich sind, als es manchmal zu wünschen wäre, ist das wahrhaftig nicht Ihre Schuld. Sie thun Ihr Möglichstes. Sie breiten Blumen und Teppiche unter meine Füße und zwar so schöne Teppiche, als wäre ich Mad. Lehon und nicht ein armer, proskribirter Poetaster. Nehmen Sie meinen Dank dafür, zugleich mit der Bitte, ein ander Mal andächtiger Ihr Nachtgebet zu verrichten, sich nicht durch eine Mondeklypse zerstreuen zu laßen und mir auf diese Weise nicht Catherine zu eklypsiren. Gestern Abend hatte ich große Gesellschaft. Sämmtliche Freunde kamen mit Champagner, Tokayer und Kuchen bewaffnet, daß wir trotz aller Anstrengung mit den Vorräthen nicht fertig werden konnten. Am Allerwenigsten war ich, der Jubelgreis, zum Champagner und zur Heiterkeit aufgelegt und ich mache mir Vorwürfe, daß ich für so viel Freundschaft, die mir von allen Seiten entgegenkommt, nicht dankbarer sein kann. Aber die Schuld liegt nicht an mir; im Gegentheil muß ich mich selbst anstaunen, daß ich bei so viel Betrübendem, das seit so lange und immer mächtiger auf mich einstürmt, noch ein so heiteres

Gesicht zu zeigen vermag. Mich hat mein 35. Geburtstag nur dran erinnert, daß man sich in einem gewißen Alter an manche schreckliche Gedanken der Trennung gewöhnen muß. Anima mea tristis est usque ad mortem. Könnte ich nur erst ausgehen und mich herumtreiben. Aber so liege ich da, immer von demselben Gedanken verfolgt. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen vorjammere, aber ich muß darüber schreiben, worüber ich nicht zu sprechen im Stande bin. Zu etwas Anderem. Bodenstedt, dem ich von unserer Lesung Puschkins geschrieben, berichtet mir und durch mich auch Ihnen, daß er den ganzen Kalzoff übersetzt hat und daß er bald erscheinen werde. Es ist das ein großes Verdienst, so viele rußische Dichter zu übersetzen, denn nun sind sie auch vielen Rußen zugänglich. Wären sie erst ins Französische übersetzt, würden sie in Rußland berühmt. — Von Herzen sind die Memoiren seiner Knabenjahre erschienen, die sehr intereßant sein sollen. Ich werde ihm darum schreiben. Leben Sie wohl und glücklich. ...

26

An Ferdinand Hiller

Paris d. 7. Januar 58

Lieber Freund!

Also eine Oper? — Bon! Obwohl ich denke, daß es eben so schön, ja schöner ist, ein Händel als ein Rossini zu sein und obwohl meine unmaßgebliche Ueberzeugung dahin geht, daß Ihre Lorbeeren auf oratorischem Felde blühen — so bin ich doch Ihr ergebenster Hintersaße, auch wenn Sie auf die Bühne reiten wollen. Es fällt mir nichts Neues ein, aber ich will Sie auf eine alte Arbeit von mir aufmerksam machen. Sie wollen Gemüthliches, auch Leidenschaftliches, fern von aller großen, wilden Romantik, vom Lärm der Geschichte, vom

Maßlosen der Mythen — ich bin ganz mit Ihnen einverstanden; etwas rein Poetisches, ohne angeflogene Hülfe großer Aeußerlichkeiten muß zu Meyerbeers und Verdis Zeiten wirken, als wohlthätige Reaktion, als mildes Rückführen zum Einfach-Schönen vom Künstler gefördert, vom Publikum anerkannt werden. Lesen Sie meine Novelle: Der blinde Wilhelm. Ich glaube, es ließe sich etwas unserem Zwecke Entsprechendes daraus machen... Jetzt lasse ich Ihnen Zeit, sich das zu überlegen, ob Sie auf diesen Plan hin hierherkommen wollen, wo nicht, so will ich einen mächtigern aussinnen, von 100 Pferdekraft. — Leben Sie wohl. — ... Was sagen Sie zur armen Rachel, die nun todt ist. Racine und Corneille haben sich im Grabe umgedreht, um sich nie wieder zu rühren. Die werden jetzt ruhig liegen.

27

An Ferdinand Hiller

Paris 7. April 58

Mein lieber Freund!

Es wird sehr schwer, Ihnen eine abschlägige Antwort zu geben oder auch nur auf einen von Ihnen kommenden Antrag nicht einzugehen — darum hat es mich langer Überlegung gekostet, was ich auf Ihren letzten Brief sagen sollte. Meiner ersten Stimmung nach hätte ich sofort antworten können. Maria Stuart, die ich nicht nur aus Dichtern und französischen Geschichtsschreibern kenne, da ich mich selber einmal mit der Idee getragen habe, eine Geschichte Elisabeths zu schreiben, ist mir eine durch und durch widerwärtige Erscheinung, nichts anderes als eine talentvolle und schöne Hure der niederträchtigsten Art, die mir durch den katholischen Cultus, den man mit ihr treibt, durch die ihr zu Gunsten Gewohnheit gewordene

Fälschung der Geschichte und durch das Vorurtheil des Publikums zum Schaden Elisabeths und durch vieles Andere noch widerwärtiger geworden ist. Mir ist diese vielgefeierte Grisette, Lügnerin, Ränkeschmiedin, Nichte der Guisen, katholische Heilige und Mörderin eine der ekelhaftesten Erscheinungen der Geschichte und unheimlich wie eine Giftpflanze mit schöner Blüthe. Sie sehen ein, daß ich an die Bearbeitung einer Heldin, von der ich eine solche Meinung habe, die außerdem in der Literatur und Kunst so abgegriffen ist wie in ihrem Leben, nicht mit ganzem Herzen gehen könnte und daß ich jedenfalls etwas Schlechtes liefern würde. Uebrigens sind Sie ja mit Erwählung dieses Stoffes von Ihrem ursprünglichen Plane, etwas Gemüthliches, Idyllisches zu bearbeiten, abgegangen? Wollen Sie jetzt auf jeden Fall etwas Historisch-Romantisches? Das wird dann nicht schwer zu finden sein und ich mache mich stark (je me fais fort) einen solchen Stoff, der nicht weniger intereßant sein soll, in kurzer Zeit aufzufinden... Vielleicht komme ich zu Pfingsten und sieht es dann in der Atmosphäre sicher aus, so können wir zusammen auf einige Wochen wohin aufs Land gehen. Oder gehen Sie wieder in die Schweiz? — so könnten wir uns dort ein Rendezvous geben, da ich ohnehin die Idee habe, den größten Theil des Sommers daselbst zu verbringen. Oder England? Verfügen Sie. — Gestern war Rubinstein bei mir. Die Oper, die ihm Hebbel (nach geliefertem Stoffe) gemacht hat, ist nicht zu brauchen und er will, daß ich ihm denselben Stoff bearbeite, was ich höchstwahrscheinlich bleiben laßen werde. Dieser Rubinstein ist von einem koloßalen Ehrgeiz beseßen... Wißen Sie, daß ich Mad. Bel gesehen? Seit ich diese Hexe von Endor kenne, glaube ich nicht, daß Saul zu ihr geritten, um einen alten, verstorbenen Propheten aufzusuchen. Alles Gegrüßte grüßt wieder... Leben Sie wohl und glücklich und nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich mit einer durch Gift und Weihrauch berühmten Person nichts zu thun haben will; ich bin kein

Schiller, der durch Berührung reinigt und verklärt. Es thut mir schrecklich leid, daß ich Ihnen Nein sagen muß; desto mehr werde ich mich um den Ersatz bemühen.

28

An Berthold Auerbach

Braunschweig, d. 13. Juni 58

Lieber Freund!

Ich schreibe Dir in aller Eile, um Dir für Deinen lieben Brief, den ich erst gestern erhalten, herzlichst zu danken; vorerst aber nimm meinen Dank für Dein Bild u. für die Zusendung des Herrn Dorer, der ein sehr braver u. anständiger Mensch zu sein scheint. Was mein Verbleiben in Deutschland betrifft, möchte ich gerne Alles thun, was sich mit meiner Ehre u. meinen Grundsätzen verträgt u. gebe ich Dir so weit u. mit vieler Dankbarkeit freie Hand. Doch möchte ich nicht Liszts oder Dingelstedts Protektion in Anspruch nehmen. Ersteren habe ich mit Ueberzeugung angegriffen, letzteren respektire ich, aufrichtig, sehr wenig. Ich möchte nicht von Leuten protegirt sein, die ich, was Character betrifft, als unter mir stehend betrachte. Aber es bedarf auch dieser Protektion gar nicht. Du wirst so viel vermögen als diese beiden u. gegen mich hat der Großherzog von Weimar auch nichts. Er ist mir in Wildbad sehr entgegenkommen. Am liebsten wäre ich in Dresden. Wenn das zu machen wäre!! Doch wollte ich eigentlich all das nicht schreiben, sondern mit Dir besprechen u. Dich hiermit fragen: Wolltest Du nicht einen kleinen Ausflug nach Braunschweig machen? — Eine so kleine Reise! Ich hätte auch Manches Dich betreffende zu sagen. Zwar soll ich schon morgen abreisen, aber wenn Du mir bei Empfang dieses nur die zwei Worte telegraphirst: Ich komme! — so bleibe ich. Ich hätte

Dir längst diesen Antrag gemacht, wenn ich gewußt hätte, daß ich so lange u. mit dieser Sicherheit für meine Person hier bleiben kann. Geschäfte mit Vieweg u. eine Arbeit haben mich von Tag zu Tag die Reise aufschieben lassen. Also entschließe Dich! — Wenn Du schreibst, adressire an Westermann. So viel in Eile. Man erwartet mich.

29

An Dr. Ludwig Bamberger

Wildbad d. 4. Juli 58, Samstag

Ihr Freunde!

Das Datum sagt Euch, wo ich jetzt bin, die Mutter wird Euch schon gesagt haben, wo ich die vorletzte Nacht zugebracht habe. Ich ging durch das Haus in der Schustergaße, um mich bescheiden auszudrücken, wie ein Nachtmeteor, oder wie das Lenau'sche Glück, kaum gegrüßt, verloren. Es war aber prächtig. Ich kam ziemlich spät in Mainz an u. wanderte mit Gepäck direkt in das Haus der merkwürdigen Geburtsstätte, in das Haus, das zugleich das Medinah der Alzaischen Prophetin zu wiederholten Malen gewesen. Ueberhaupt habe ich die ganze bisherige Zeit in Deutschland sehr glücklich zugebracht. Ich bin mit Land, Menschen und Sitten höchst zufrieden. Es ist freilich nicht Alles so, wie w i r es wünschen, aber nach Frankreich glaubt man in einem Lande kompletester Freiheit zu sein. Freilich giebt es Junker, Pfaffen, Soldaten, sämmtlich aber weniger zu spüren als anderswo u. der Bürger hat offenbar le dessus. Die Wohlhabenheit ist groß, sehr groß die Regsamkeit, der Industrielle und Kaufmann fühlt sich sehr und sieht auf jene Bestrebungen mit Sorglosigkeit. — Man ist im Allgemeinen positiver geworden, im Einzelnen aber ist man doch noch ein groß Stück des alten Deutschen mit Bil-

dungsstreben, Schönheits- u. Kunstaspiration etc. Die Summe der allgemeinen Bildung ist überraschend groß; unter Bourgeois u. Offizieren findet man Leute, wie nur in Frankreich oder England. Ich will nur sagen, daß es noch so ist u. zwar in größerem Maßstabe. — Mit meinen guten Tagen scheint es übrigens für einige Zeit aus zu sein, das Wetter ist unangenehm, was für Wildbad schrecklich ist; ich habe gar keine Bekannte hier u. was ich an bekannten Gesichtern schon gesehen, ist mir unangenehm. Ich werde arbeiten. Uebrigens habe ich während dieser ganzen Zeit gearbeitet. — Und so lebt wohl! —

30

An Fürstin Katharina Orloff

Wildbad d. 26. Juli 58

Meine sehr liebe Freundin!

... Ich danke Ihnen, mir wieder die Gelegenheit gegeben zu haben, Ihnen einen herzlichen Gruß und Händedruck zuzuschicken. An meinem lieben Aufenthalt in Deutschland mißfällt mir nur das, daß er mich verhindert, Sie in Trouville zu besuchen und Sie in Ihrem Glücke und im Genuße einer großen und schönen Natur zu sehen ... Wie gerne möchte ich mit Ihnen, mit Orloff und Marie in Ihrem Gärtchen herumspazieren und Dummheiten machen. Ich hoffe, daß Sie sich den edlen Sinn für Dummheiten in Ihrem neuen Stande bewahrt haben und noch lange bewahren werden ... Ich bilde mir noch immer ein, Ihr Lehrer zu sein und daß Sie alle Weisheit von mir bekommen müßen — das muß ich mir — hélas! nach und nach abgewöhnen. Das Vöglein ist flügge geworden. ... Apropos! — Diese Woche habe ich sehr Intereßantes gelesen und dabei an Sie gedacht. Ich habe mir vorgenommen Auszüge für Sie zu machen. Da sind sie: Sie sind aus dem Gesetzbuche Manus genommen, des Gesetzgebers der alten Inder:

Die Ehe, die aus gegenseitiger Neigung geschloßen wird, nennt Manu die Ehe der himmlischen Musiker, der Gandharva ... Das Weib muß ihren Gatten immer pflegen, dann geht sie den Weg des Himmels, auch wenn sie nur läßig Opfer bringt ... Der Vater des Mädchens sagt zum Bräutigam: Hier ist meine Tochter, die künftige Genoßin deiner heiligen Verrichtungen, nimm ihre Hand. Von edlem Sinn wird sie dich immer wie dein Schatten begleiten ... Man muß sich ein Mädchen aussuchen, welches in ihrer Haltung dem Schwan oder dem Elephanten gleicht, welches kleine Zähne und feine Haare hat. Vermeiden muß man Mädchen mit schreckbarer Stimme, rothen Augen, geschwätzigem Munde, oder solche, deren Körper mit langen Haaren bewachsen ist ... für einen Mann mit 24 Jahren paßt ein 8jähriges, für einen Mann von 30 Jahren ein zwölfjähriges Mädchen ... Niemals ist eine Frau selbständig. — So lange der Mann lebt, muß die Frau Tag und Nacht im Zustande der Abhängigkeit vom Manne sein, sie darf nichts thun, was ihm mißfallen könnte, selbst wenn ihr Mann tadelnswerth lebte und sich anderer Liebe hingäbe. Freiwillig muß sie sich abmagern, indem sie nur von Blumen, Wurzeln und Kräutern lebt. Ehrt sie ihren Gatten auf Erden, so wird sie im Himmel geehrt werden. — Auf Erden ist sie ihrem Gatten eine Göttin des Glückes, wenn sie ihm treu ist und sich mit ihm in dem Wunsche vereinigt, Kinder zu haben. ... Sie muß stets guter Laune sein, für den Heerd und das Hausgeräth, für die Einkünfte sorgen, nicht zu viel ausgeben, auch nicht zu viel ausgehen und endlich keine starken Getränke trinken ... Auch der Mann soll seine Frau ehren und achten, (voilà le plus dificile) er soll ihr Geschenke machen, damit sie sich schmücken und dadurch Freude im Herzen des Gatten erwecken kann ... Wo die Frau betrübt wird, da erlischt das heilige Feuer bald ... Zeigt jedoch eine Frau schlechte Neigungen, so muß der Mann sie wohl überwachen, „er bewacht in ihr seine Pflicht", ja, er

kann sie sogar bei Widerspenstigkeit mit Bambusschlägen züchtigen. . .. Ist das nicht prächtig? Diese Gesetze sind 3000 Jahre alt, aber noch sehr frisch und brauchbar, besonders das letzte. Nehmen Sie sich zusammen, liebe Käthe, und leben Sie nach diesen Gesetzen. Trinken Sie keine starken Getränke und halten Sie sich wie ein Schwan; sich wie ein Elephant zu halten, erlaße ich Ihnen; Sie können das Ihrer Freundin Natalie überlaßen. — Kaufen Sie Ihrem Manne ein schönes Bambusrohr, aber seien Sie kein zwölfjähriges Mädchen. Vor Allem aber seien Sie eine Göttin des Glückes, ihm und sich. — Grüßen Sie mir ihn aufs Allerherzlichste, eben so meine liebe Freundin Marie. Warum sagen Sie mir gar nichts über sein Auge?[1] Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welcher Sympathie man mich in allen Ständen und in allen Partheien behandelt. Hier muß ich mich immer bemühen, um nicht beständig von einem Hofe umgeben zu sein und um selbst ein wenig den Hof machen zu können. — Hätte ich noch einigen Ehrgeiz in mir, er würde gewaltig erwachen, aber mein ganzer Ehrgeiz geht dahin, von meinen Freunden so geliebt zu sein, wie ich sie liebe. Z. B. Sie mein lieber Kerl.

[1] Orloff hatte im Krimkrieg beim Sturm auf Silistria ein Auge verloren.

31

An Ludwig Pfau

Rolandseck d. 23. Sept. 58

Liebwerthester!

Ihr Brief, den ich soeben erhalten, erfreut u. rührt mich. Erfreut, weil Sie so gute Augen, erfreut u. rührt, weil Sie einen so großen Mantel christlicher Liebe haben. Es fällt mir nicht ein, meine Schändlichkeit u. jene Verleugnung der

Exemplare zu leugnen; ich spare mit dergleichen für die lieben Weiblein, die einem hie u. da über den Weg laufen. Für einen Mann ist so was nichts. Von Ihnen war es schön, mit Zudringlichkeit ein Exemplar zu verlangen; von mir, es mit Schändlichkeit zu verleugnen u. nicht zu geben. — So sind wir beide Elende, Verräther, aber edel! ... Was den Oncle Benjamin betrifft,[1] so schicken Sie ihn nur einfach, unter Berufung auf mich an Herrn Dr. Otto, Redaction der Reichszeitung in Braunschweig u. beginnen Sie die Unterhandlungen ... Uebrigens kann ich Ihnen sagen, daß ich in Deutschland schon mehr Leute als in Frankreich gefunden habe, die den Oncle kennen. Was kennt man in Deutschland nicht! Die französ. Liter. beßer als in Frankreich. Die ausgestreute Bildung ist wirklich ungeheuer! ganz ungeheuer! Ich glaube nicht, daß es jemals eine Nation gegeben hat — lächerlich das nur zu sagen, die — auch nur im Verhältniß zu Zeit, Ort, Größe rc. — eine so große Summe von Bildung beseßen hätte, wie die deutsche. Der comble aber ist die musikalische Bildung. Wo u. in welcher Gesellschaft immer man singen will, es findet sich ein Chor zusammen, der mit vertheilten Stimmen singt u. ganz vortrefflich — wo etwas fehlt, ruft man die Kinder vom Pensum oder vom Hofe herbei u. sie stellen sich gleich hin u. singen mit u. füllen ihren Platz aus. So auch mit den Instrumenten. Etwas wie die Kölner Musikalische Gesellschaft ist noch nicht da gewesen. Jeden Sonnabend kommt da ein großes Orchester zusammen, immer aus anderen Dilettanten, immer neu zusammengesetzt, wie es der Zufall will, wie er sie in die Kneipe führt u. das Orchester stellt sich hin u. spielt die größten Sachen ohne Vorbereitung. Manchmal mache ich dort das Programm. Letzten Sonnabend ließ ich mir die Symph. in D v. Beeth[oven] u. die Ouverture zu Figaro aufspielen. — Gestern machte ich eine Wanderung ins Gebirge — die größte, seit ich vulkanisch, d. i. hinkend geworden, zu Karl Simrock, der da ein Landhaus oder vielmehr ein ländliches Haus hat. Zu meinem großen Mißvergnügen

fand ich ihn mit drei schwarzen katholischen Pfaffen Caffé trinkend und etwas steif — so daß ich mir dachte: da machst du dich bald wieder fort. Aber die Steifheit war nur die bekannte germanische, auf die Simrock ein wohl erworbenes Recht hat, u. profeßorliche, temperée durch die Gegenwart einer sehr netten Tochter u. eines Töchterleins. Nach u. nach u. sehr schnell schmolz das Eis von Simrock u. die Pfaffen verweltlichten sich. Wir machten dann tief ins Gebirg hinein eine ganz herrliche Wanderung u. die Priester — darunter ein Prof. der Kirchengeschichte — hupften u. sprangen wie schwarze Böcklein und manifestirten sich in der Einsamkeit als gar angenehme Kerlchen. Beim Elfenborn hielten wir u. die drei Priester u. die zwei Mädchen stimmten einen herrlichen Gesang nach dem andern an — Weltliches u. Geistliches. Simrock u. ich, die wir nur zur Harfe zu singen verstehen, hörten sehr andächtig zu. Mit einem Male sagt das kleine Mädchen: Jetzt meinen Lieblingsgesang! — und was fangen sie an? Einen neugriechischen Chorus, zu Ehren Bozaris! und das kleine Mädel singt und spricht neugriechisch, daß es eine Schande ist. Erst bei sehr spätem Mondschein kamen wir am Rhein an. Simrock habe ich, glaube ich, ganz für mich gewonnen. Wir haben uns sehr gelehrt unterhalten u. er lud mich am Ende mit großer Herzlichkeit ein, sehr bald u. sehr oft wieder zu kommen. Mit den Theologen setzte ich über den Rhein, welchen Mondbeschienenen sie noch Lieder-wiederhallend machten — (C. M. Weber) u. diesseits des Rheins trennten wir uns als ganz gute Freunde u. boten einander Gastfreundschaft an: der eine ist aus Ostpreußen, der andere Prof. der Kirchengeschichte in Breslau, der dritte Pfarrer in Bonn. Es war ein sonderbarer Tag. So hat hier jeder Tag für mich neue Farben u. neue Erfahrungen. Leider wird wohl die Herrlichkeit bald zu Ende sein, denn heute tröpfelts u. in dieser Jahreszeit ist jeder Wechsel gefährlich. Ich bleibe hier so lange es geht; wird aber das Wetter schlecht u. habe ich meine Verlags-

angelegenheiten alle in Ordnung, eile ich nach Paris zurück, um den Winter hindurch riesig zu arbeiten und mit erstem Frühlingsstrahl wieder nach Deutschland zu fliegen! ... Ade! auf Wiedersehen! Schreiben Sie sofort hieher. — Es regnet! aus der Parthie nach der Abtei Heisterbach wird nichts! — ach Gott! ...

[1] Ludw. Pfau gehörte zu der deutschen Kolonie in Paris, wohin er nach den Revolutionstagen geflüchtet war. Auf Anraten Hartmanns, mit dem zusammen er die Bretonischen Volkslieder übersetzte, übertrug er Claude Cilliers „Mon oncle Benjamin" ins Deutsche, eine Übersetzung, die aber erst 1866 in Stuttgart erschien.

32

An Ludwig Bamberger

Rolandseck d. 5. Octob. 58

Gott, was bin ich aber ein braver Mensch! — Eben habe ich die herrlichen Briefe erhalten und laße mir gar nicht Zeit mich auszufreuen — das würde auch zu lange dauern — u. setze mich gleich hin, um zu antworten. Die Verzeihung hat mich sehr gefreut u. ich verzeihe Euch wieder, aber Eins hat mir weh gethan, d. i. die Zahnschmerzen der Gattin. Ich hoffe, daß sie mir nicht mehr weh thun. Ferner thut mir weh, daß ich von den herrlichsten aller Pfirsiche, die in diese Zeilen hereinduften, groß wie Kinderköpfe und wohlschmeckend wie verbotene Frucht, die mir vor zehn Minuten als Vorläufer Eures Briefes Frau Bürgers durchs Fenster geworfen, keine mitschicken kann. Von Weintrauben will ich gar nichts reden und am wenigsten von Mai II, der jetzt über Rolandseck und Siebengebirge herrscht. Ich sage Euch, es ist ein Kometenjahr! Aber in einigen Tagen geht der Komet unter u. da wirds wohl aus sein mit der Herrlichkeit und ich werde mich und meine Sachen packen u. zu Euch zurückziehn, hoffentlich noch mit einem Ab-

glanz meines genoßenen Glückes auf meinem edlen Angesicht. Glücklich bin ich noch immer, aber fleißig dieses weniger. Ich habe einige Dutzend Equipagen zur Disposition, gehe aber meist zu Fuß, stolz auf meine Füße. Auf meinen Kopf mag mein Vaterland stolz sein, auf mein Herz meine Freunde u. irgend ein Weib, ich weiß nicht welches. -- Die Pariser stellen sich mich schlecht vor u. die übersandte Kunstbeilage ist nur ein Ideal, das ich mit realistischem Sinne verachte. Nicht mit der Laute ziehe ich einher, sondern wie ein zum beständigen Sündenfall bereiter Adam mit dem Apfel in der Hand, oder mit der Pfirsich, oder wie ein Silenus mit der Traube. — Dick werde ich wie ein römischer Bacchus. — Hélas! man hat nichts umsonst .... Ueberhaupt giebt es hier, wenn man etwas näher zusieht, sehr reizende Weiber. Es ist alles schön hier. Apropos! ich werde frech! ich hatte schon Ankaufsgelüste hier, ich wollte mir ein Schweizerhäuschen bauen laßen. Aber ich fürchte den Besitz, d. h. mich besitzen zu laßen. Heirathen könnte ich auch — Alles könnte ich u. Nichts will ich und ich steige sehr in meiner Achtung. So mit Konsequenz ein Lump sein, ist auch eine Konsequenz und zeigt von Charakter.

Auf Wiederschreiben! nach Köln.

33

An Ferdinand Hiller

Paris d. 28. October 58

Lieber Freund!

Sie wissen, was das sagen will, die ersten Tage in Paris, und werden mich entschuldigen. Und wäre es nur noch Paris: ich mußte zu Bambergers, nach Ville d'Avray, nach Ancières mit Szarvady zu seinen Kindern, nach Fontainebleau zu Troubetzkois — außerdem habe ich Konakdienste bei Nordmann.

Trotz all dem ist Ihre Hosenkommission besorgt. Unglücklicher! Sie wißen nicht, in welche Gefahr Sie mich gebracht haben, indem Sie statt Nro. 31 — Nro. 51 geschrieben haben; Sie hätten leicht dadurch die ganze Sache in eine wahrhaftigste Hosenangelegenheit verwandeln u. mich in die scheußlichste Versuchung führen u. meinen guten Ruf ruiniren können. Nro. 51 Rue Richelieu ist ein Bordell u. ich gieng am hellen Mittag hinein, im Bewußtsein meiner Unschuld, während ganz in der Nähe ein Wagen mit zwei Damen hielt, die mich kennen. — Schreiben Sie nie mehr um Hosen nach Nro. 51; man könnte glauben, daß Sie sie dort vergessen haben; wenden Sie sich an das unschuldige Nro. 31, denn dort wohnt Keßler. — In Bellefontaine fand ich Alles gut und glücklich. Die Fürstin war eben von einer tödtlichen Krankheit, einer Leberentzündung, in der Convalescenz u. man athmete auf und freute sich doppelt. Die Noten sind richtig angekommen; man bittet nur noch um die letzten (6) Beethovenschen Quartette, ebenso arrangirt. Schicken Sie mir dann gefälligst die Rechnung und ich werde das Geld nach Nro. 51 — wollte sagen 31 — tragen .... Freitag Abend zog ich in Paris ein; es muthete mich sehr traurig u. öde an. In der That habe ich hier Weniges, woran ich mit ganzem Herzen hänge. Ich mache mir nicht viel daraus, im Hinblick auf den April, der mich wieder nach Deutschland bringt. Meine Freunde habe ich schon mit meinem beständigen Gespräch über die Abreise im April vielfach beleidigt. — Es ist hier ziemlich mild, aber neblig u. düster, u. so bin ich auch Alles drei zusammen. — Et vous? ... Szarvady habe ich das „Salutaris“ von Rossini sammt Plagiatsentdeckung in Commission gegeben u. er wird es wohl verwerthen ... — Wie liebenswürdig war man in Cöln gegen mich! Es verdorre mir die Hand u. es lechze meine Zunge am Gaumen, wenn ich dein vergesse, Jerusalem — Nun sollte ich Ihnen noch besonders für so viel Hospitalität danken — Denken Sie sich das ganze, leer gebliebene Papier voll der intensivsten Danksagungen.

34

An Feodor Wehl

Paris, d. 27. November 1858

Lieber Freund!

Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für Ihre Kritik. Sie hat mir sehr wohl gethan — nicht sowohl der Lobeserhebungen wegen, als weil ich mir sagte, es müsse doch etwas an der Sache sein, wenn man es wagt, coram populo mit Lob heraus zu rücken und so in die Posaune zu stoßen. Wenn ich auch manchmal vor den Leuten so thue, als wäre ich von meinen Talenten und Fähigkeiten durchdrungen, so bin ich doch, entre nous, in meinem Innersten höchst mißtrauisch gegen mich. Ich bin jetzt 37 Jahre alt und ich habe noch nichts gemacht, was mich befriedigte. Aber es ist unpolitisch, sich so zu enthüllen und ich breche ab, obwohl ich über diesen Gegenstand Vieles und Trauriges zu sagen hätte. Man ist der Welt, wofür man sich ihr giebt; sie beruhigt sich bei der Erscheinung, die man ihr entgegenbringt und ist gläubiger, als man gewöhnlich annimmt. Warum sich enthüllen? Das thut man erst dann, wenn man alle Hoffnung, seinem Ideale gleich zu werden, aufgegeben hat. Was sagten Sie zu dem plötzlichen Tode unseres armen Varnhagen?[1] Und ich Thörichter, der ihn noch verheirathen wollte!

Wie freue ich mich auf den Frühling! Mein Plan ist jetzt, im Mai in Hamburg anzukommen und gleich eine Stube zu beziehen, die Sie mir irgendwo in grüner Einsamkeit, in nächster Nähe von Hamburg gemiethet haben werden, und einen Monat wieder so ruhig da zu sitzen und zu arbeiten, und mit Euch angenehme Stunden zu verleben. Es ist so schön, tagsüber still zu schaffen und abends dann mit Euch zu plaudern. Ihrer Mathilde sinniger Ernst und Frau Mariens heiteres Lachen! Und beim nächtlichen Heimgange die Nachtigallen am Wasser. Nun Ade! Behaltet mich Alle in gutem Angedenken. Ade!

[1] Varnhagen war am 10. Oktober 1858 in Berlin gestorben.

An Paul Heyse

Verehrter Herr!

Im Auftrage der Direktion der Revue Germanique[1] ersuche ich Sie um die Erlaubnis Ihre Sabinerinnen für eines der nächsten Hefte dieser Revue übersetzen zu dürfen. Ich habe Ihr schönes, edles Gedicht in Cöln, durch die Güte des Dr. Hemsen, kennen gelernt und dessen Uebersetzung im Comité der Revue vorgeschlagen. Dieselbe wird ihr Erscheinen demnächst mit einer Ihrer Novellen, „Der Kreisrichter" einleiten. Doch muß ich Ihnen, verehrtester Herr, zu bedenken geben, daß wir das Trauerspiel nur in Prosa übersetzen können. Dadurch wird freilich bei Ihrer meisterhaften Form unendlich viel Reiz verloren gehen, doch aber nicht so viel als Wahrheit und Character des Originals verloren giengen, wenn wir es in französischen Alexandrinern übersetzten. Wenn Sie, geehrtester Herr, uns die Erlaubnis gewähren wollen, so bitte ich Sie, mir das durch zwei Worte anzuzeigen und zugleich ein Exemplar des gedruckten Manuskripts an das Bureau de la Revue Germanique, Passage Saulnier 7 gütigst einzusenden.

Paris, Rue Taitbout, Hotel des 3 frères
den 22. Dezember 58

[1] Die zu Anfang des Jahres 1858 von den Elsäßern August Nefftzer und Karl Dollfus gegründete „Revue Germanique" wollte Frankreich über die geistigen Bewegungen Deutschlands auf dem Laufenden erhalten und hatte zu dem Zwecke Hartmann als Vermittler zwischen ihr und den deutschen Schriftstellern in die Redaktion aufgenommen; Hartmann sollte gleichzeitig über die neueste deutsche Literatur berichten.

36

An Feodor Wehl

Paris, 10. April 1859

Lieber Freund!

Beifolgende Notizen sind wohl die letzten für dieses Jahr, da ich höchst wahrscheinlich Ende dieser Woche Paris verlasse und die deutsche Grenze zu überschreiten suchen werde. Wenn man mich darüber läßt, hoffe ich in vierzehn Tagen bei Ihnen zu sein; jedenfalls schreibe ich Ihnen von Köln aus darüber. Da ich einige Zeit in H(amburg) zu bleiben gedenke, wäre es mir lieb, wenn ich eine Privatwohnung beziehen könnte. Ich träume von einer hübschen Stube vor dem Thore, in der Gegend, die wir durchwanderten, als wir in der Nacht von der Uhlenhorst heimkehrten. Wäre das möglich? Zu meiner Einrichtung müßten Sie mir dann Ihren amerikanischen Stuhl, „den Schaukelkahn der süßen Thorheit“, leihen, und die Fenster meiner Wohnung müßten so niedrig sein, daß ich von diesem Schaukelkahn aufs Grüne oder aufs Wasser sehen könnte. Ich setze zur Verwirklichung dieses meines Traumes ein Comité nieder, das ich aus Ihnen, Endrulat und Walesrode zusammenstelle, ein erhabenes Triumvirat, das eine absolute Majorität ermöglicht. — Ich freue mich herzlich auf Hamburg. Grüßen Sie mir Alle, deren Grüße Sie mir bestellt haben. — Im Kopfe habe ich Manches, das ich Ihnen in Hamburg werde ausarbeiten können, damit Sie mich nicht in Paris vermissen und in Hamburg zum Teufel d. h. hierher zurück wünschen. Ich habe so viel zu thun und thue gar nichts. Ich kann nicht im Frühling Prosa schaffen, da muß ich Verse machen; auch ist mein Gedanke seit Wochen im Steigbügel und will nach Deutschland. Dazu kommt Manches, das sich nicht sagen läßt...

37

An Frau L. Bamberger

Cöln, Charsamstag, 23. April 59

Liebe Frau!

Heute, bei schöner Ostersonne, sollte ich mit großer Gesellschaft nach meinem lieben Rolandseck, aber ich gebe es auf, um endlich ein wenig Muße zur Plauderei mit Ihnen zu gewinnen. Die Reise war gut, wenn auch kalt; in Belgien lag Schnee; sie schien mir ziemlich kurz, da ich sie in guter, schöner und bekannter Gesellschaft machte. Ich fror die ersten Tage und tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß auch Sie in Paris froren. Jetzt ist wieder reizendes Wetter. Man ist hier sehr lustig trotz der Kriegsbesorgniß und trotzdem man sich mit dem ganzen italienischen Schwindel lebhafter beschäftigt, als in Paris. Ich habe in dieser Beziehung manche angenehme Erfahrung gemacht; die Dinge sehen in der Nähe anders aus. Man will eben nur den Krieg nicht, weil man sich zu wohl befindet im Frieden; von falsch-patriotisch-österreichischen Sympathien ist nicht die Rede, nicht die Spur. Man will nur viel Lärm machen, um abzuschrecken; sobald sich Oesterreich etwas hartnäckig zeigt, ist man gegen *es* eben so teutonisch ergrimmt, wie gegen *Ihn*, den man gar nicht mehr mag. „Aber gar nicht!" sagt man in Braunschweig. Sehr viele denken ganz so wie der hohe Rath in der Chaussée d'Antin, den man auch die Quelle der Zukunft nennen könnte. — Der Kommandant von Cöln hat sich schon geäußert, daß er im Falle einer Belagerung 30.000 Frauen fortschicken werde und gestern hörte ich mehrere Frauen schon ernsthaft darüber diskutiren, wohin man gehen werde. Aber man hat Unrecht, besorgt zu sein. Kruse allein wird die Franzosen schlagen. Es ist natürlich, daß sich Alles an mich wendet und von mir Pariser Gewißheit über den Zustand der Dinge haben will; natürlich bin ich schrecklich kriegerisch und mache den Leuten eine Gänsehaut. Aber es ist höchst merk-

würdig, wie wenig mir an der ganzen Sache gelegen, und wie es mir gar nicht gelingt, mich für dieses Stück drohender Weltgeschichte zu interessiren. Ich thue nur manchmal so, um nicht unter fühlenden Brüsten als einzige Larve dazustehn. Et vous? — Nur Hiller hat mich durchschaut. Uebrigens habe ich auch hier nichts, was mich sehr tief interessieren würde; die einzige Frau, die das könnte, ist gerade in den Wochen und wenn sie es auch nicht wäre, ich hätte sie vielleicht nicht zu sehen bekommen, da ihr Gatte infolge meiner letzten Erzählungen in der Kölnischen von meiner Immoralität durchdrungen und überhaupt eifersüchtig ist; als ich ihn diese Woche in der Straße traf, sah ich einen nuage über seinen Front passiren.

Ade! Leben Sie lieb und wohl! Die Kinder machen einen schrecklichen Lärm und hindern mich mit ihren verdammten Osterferien an aller Arbeit; mit Noth und Mühe habe ich Einzelnes an Hillers Oper geflickt. Doch interessiren mich die Kinder sehr. Das Mädchen wird eine höchst bemerkenswerthe Schönheit; sie sieht aus wie der Eine schöne Engel, links von der Madonna auf dem Michel-Angeloschen Bilde in der Gazette des beaux arts; der kleine Junge ist außerordentlich intelligent, wenn auch häßlich. — Das habe ich Ihnen zu sagen vergeßen, daß ich hier zufällig mit Bodenstedt zusammenkam, was mich sehr freute — aber im Laufe der zwei Tage ziemlich erkältete; er ist so erschrecklich kleinstädtisch, persönlich-eitel, zitirt beständig seine Verse, dozirt wie ein Professor, ist im Erzählen sehr selbstgefällig und tödtlich breit. Er hat diesen Eindruck aller Welt gemacht. Ein Diner bei Wolfgang Müller, das sehr schön angefangen, verlor sich in saharahafter Langweiligkeit durch seine Schuld. Man brachte gereimte Toaste aus auf uns beide und er antwortete mit einem improvisirten gereimten, von dem ich überzeugt bin, daß er ihn schon einige Male improvisirt hat. Man hatte allgemein dieses Gefühl, lächelte süß und applaudirte krampfhaft. — Addio! Baccio la cara mano vostra.

38

An Fürstin Katharina Orloff

Hamburg d. 19. Mai 59

Meine theure Käthe!

Sie dürfen den Jahrestag Ihrer Hochzeit nicht ganz ohne mich feiern; ich muß wenigstens schriftlich dabei sein, da ich ohnedies mit meinem ganzen Herzen dabei bin .... Sie, meine liebe Käthe, sind nicht eine meiner wandelbaren Lieben, sondern etwas viel Solideres, ein Stück meines Herzens und ein Element meines Lebens. Darum werde ich Ihnen so lange treu sein, als ich mir selber treu bin. Ihre kleine Schärpe, die Sie mir während der Trauung gaben, ebenso wie Ihre Nadel vom Hochzeitstage habe ich mit mir; diese beiden Dinge werde ich an dem Tage auf meinen Tisch legen und davor meine Herzensandacht verrichten. Indem ich Ihnen Glück wünsche, wünsche ich es ja auch i h m, an den ich darum keine überflüssigen Worte richte.

Seit vierzehn Tagen bin ich hier in Hamburg und bin lustig und guter Dinge; habe eine kleine rührende Geschichte geschrieben und arbeite jetzt an einer anderen, einer Art kleinen Romanes. Ich werde überall noch beßer aufgenommen, als im vorigen Jahre, da meine „Zeitlosen“ sehr viel Glück gemacht haben und die geschmeichelte Eitelkeit und das Bewußtsein viele Freunde zu haben, tragen immer viel zur Heiterkeit bei. ... Die Goßmann und die Seebach, die zwei berühmtesten Schauspielerinnen Deutschlands sind hier zu Gaste und da ich überall frei entrée habe, gehe ich viel ins Theater. Sehr oft, besonders bei der Goßmann habe ich Ihrer gedacht, da Sie dieser espiègle sehr amüsiren würde. Sie ist überaus graziös, gemüthvoll und ausgelaßen. Mehr aber dachte ich bei der Bach'schen Passion in Cöln Ihrer, sie war ein Ereigniß in meinem Leben. Wenn man noch so viel Musik, Oratorien, Symphonien etc etc gehört hat, man kann sich von diesem Werke doch nicht die ent-

fernteste Idee machen, da es etwas ganz und gar Anderes ist. Es läßt sich, sowohl was die Form als was den Charakter betrifft, mit Nichts vergleichen, mit keiner Mahlerei, Skulptur, Poesie — und mit keiner andern Musik. Es ist einfach wie die Wahrheit, es ist beinahe reell und realistisch und dabei die höchste Erhabenheit. Es ist einem zu Muthe, als erlebte man die ganze Passion mit als Zuschauer und Zeitgenoße in den Straßen Jerusalems, aber zugleich mit dem Bewußtsein des großen Momentes und seiner Wichtigkeit für die Zukunft und das Alles in der Atmosphäre, die sich eine poesievolle Phantasie in eine solche Welt des erhabensten Ereignisses hineindenkt. Aber das alles sagt Ihnen nichts. Ich gestehe Ihnen, daß ich seitdem den alten Bach für den größten aller Compositeure halte, weil es keinem so wie ihm gelungen ist, den Ton so zu gebrauchen, als wäre er Wort, Farbe oder Marmor — weil Keiner so wie er in Musik einen Gedanken, eine ganze große, beinahe unfaßliche Geschichte gefaßt hat. Es ist eine Musik, deren Contouren man sieht, sie hat eine Umschreibung, eine Plastik, wie sie nur die Griechen und diese auch nur in Wort und Stein geben konnten, und dabei jene Unendlichkeit, l'infini, die von allen größten Kunstwerken bis in die entferntesten Herzenswinkel ausstrahlt. — Das sind Worte, Worte. Könnten Sie nur Einen der Chöre hören: Z. B. „Wir setzen uns in Thränen nieder" oder „O Haupt voll Blut" oder „Wenn ich einmal soll scheiden" besonders diesen letzten! — Basta! Ade! Wann kommen Sie nach Deutschland? Tausend Grüße an Alle, besonders an Mama, der ich für ihre lieben Zeilen, die ich nächstens beantworte, herzlichst danke.

Ade! Ade! Ade!

39

An Feodor Wehl

Wildbad, den 26. Juli 1859

Lieber Freund!

Ich schreibe Ihnen nur, um zu grüßen; positiv Nützliches habe ich Ihnen nicht zu sagen; von meinen Erlebnissen und Reisen haben Sie durch Frau Marie gehört, der ich, als Frau, zuerst geschrieben. Die Berichte waren für Euch Alle. Die Gesellschaft hier ist nicht uninteressant: H. König, nun fort, mein alter Kollege aus der Nationalversammlung, dann Ludwig Seeger, der Uebersetzer des herrlichen Béranger, der jetzt auch an Shakespeare gegangen ist, Paul Stein, die Mutter Ihrer Korrespondentin aus Granada, eine gute, alte Frau ohne viel Bildung; Clara Schumann, die mehr werth ist, als alle anderen hier versammelten Weiber zusammengenommen, und die mir in stillen Stunden vorspielt, was ich will; der alte Moritz, jämmerlich rückenmarkskrank, aber sehr lebhaften Geistes, und voll Erinnerungen — in letzter Zeit noch Ludmilla[1], Gräfin Hatzfeld und Lassalle. Unter den Dreien ist mir der letzte das größte Räthsel. Ludmilla ist eine Phantastin, die sich einbildet, die verfolgte Unschuld rehabilitiren zu müssen; die Gräfin ist keine verfolgte Unschuld — so weit sehe ich klar. Aber Lassalle? Ein geistreicher und schöner junger Mann und das seine Welt! Clara Stich liebte nur alte Männer; es gibt aber auch männliche Clara Stichs. Ich gestehe es, daß ich mich in Gesellschaft dieser Dreie nicht sehr wohl fühle und vorzugsweise darum, weil ich nicht gern die Rolle spiele, als ob ich Hatzfeldexistenzen als berechtigt anerkennte. Das Alles bringt mich in einen höchst unbehaglichen Zwiespalt. Nur wenn ich Lassalle allein finde, unterhalte ich mich. Die Gräfin spricht immer über die höchsten Fragen, ich antworte, ich gerathe tief ins Gespräch — mit einem Male komme ich mir wie ein elender

Komödiant vor. Ich bin ja überzeugt, daß sie sich aus all' dem den Teufel macht. Wäre nicht Ludmilla[1] dabei, der ich nicht weh thun will, ich hätte mich schon ganz zurückgezogen. — Wie geht's Ihrem Halse? Ihrem Herzen und Herzklopfen? Schreiben Sie mir ein Wort. In Kurplätzen sind Briefe Wohlthaten . . .

[1] Ludmilla Assing, die Nichte Varnhagens, die dessen nachgelassene Schriften herausgab.

40

An Ferdinand Hiller

Wildbad d. 1. August 59

Lieber Freund!

Ich erfahre durch Dumont, daß Sie in Kissingen sind u. fürchte, da Sie nun meine Zeilen durch Ascher, den ich Ihnen geschickt, nicht erhalten haben, daß Sie meines Schweigens wegen böse sind u. mir von Kissingen aus nicht schreiben werden. Darum beeile ich mich Sie aufzuklären. — Sagen Sie mir, was Sie nach der Kur anzufangen gedenken; vielleicht kann ich mich darnach richten. — Ich muß meinen Roman vollenden, da ihn Dumont schon im September haben möchte, u. will mich zu dem Zwecke in irgend eine schöne Einsamkeit zurückziehen; ich brauche noch wenigstens drei Wochen Arbeit. Ich wollte, ich könnte ihn Ihnen vorlesen; das ist eine sehr innige und interessante Herzensgeschichte. Die Arbeit gab mir großen Muth zu größeren Conceptionen u. ich glaube, daß ich noch sehr schöne Romane schreiben werde. Das Fertige las ich dieser Tage einer sehr gebildeten, beinahe zu gebildeten Gesellschaft vor u. machte eine ungeheure Wirkung, was ich daraus ersah, daß man Tage lang davon sprach, discutirte etc. Hier habe ich nicht die zu solcher Arbeit nothwendige Ruhe u.

Zeit; in den Bruchstückstunden, die Kur u. Hitze übrig lassen, schreibe ich meine Briefe über Dänemark. — Aber genug von mir. Et vous? — Und Lavinia? — Mit wem leben Sie in Kissingen, das immer interessante Gesellschaft bietet? Ich bin hier sehr viel mit Lassalle, einem höchst geistvollen, lebendigen u. liebenswürdigen Menschen; freilich hätte ich ihn lieber allein, als mit der Gräfin Hatzfeld. — Dann mit dem alten Schauspieler Moritz. Hackländer hat sich mir für einen dieser Tage auf der Durchreise angekündigt. Ein einarmiger junger englischer Offizier, der den ganzen indischen Krieg mitgemacht, erzählt mir Großes u. Schauderhaftes. — Wenn Herr Dumont indessen in Kiss. angekommen sein sollte, sagen Sie ihm gefälligst, daß ich Brief u. Geld richtig erhalten u. daß ich heute den dritten dänischen Brief nach Cöln schicke u. daß man zu drucken anfangen könnte — daß binnen acht Tagen die beiden letzten Briefe folgen werden. Bitte schreiben Sie mir bald, da ich nur noch 7 Tage hier bleibe, dann nach Stuttgart gehe.

41

An Ferdinand Hiller

Frankfurt a/M 4. Octob. 59

Herzlieber Freund!

Ende dieser Woche geht es ab nach Italien, wenn Alles gut geht über Genf, Turin, Genua, über Land nach Florenz, dann vielleicht ausflugsweise nach Mailand, Bologna, Ferrara etc. Ich bin nie in Florenz gewesen u. will die italienischen Ferien benützen. So werde ich Sie denn dieses Jahr nicht wieder sehen u. sage Ihnen das allerherzlichste Lebewohl. — Wie ist gestern die Cantate ausgefallen? Sie können sich denken, daß hier im Hause gestern viel davon gesprochen worden u. daß man sich mit dem schönen Wetter als würdigem Accompagne-

ment gefreut hat. Minna grüßt herzlichst; sie ist ein Engel, e r macht mich ungeduldig. Empfehlen Sie mich, wenn Sie es mit gutem Gewissen thun können, an irgend Jemand in Florenz oder sonst u. im andern Italien. Wenn ich nicht irre, sagten Sie mir, daß Sie etwas Geld von Wolfg. Müller für mich haben; geben Sie es gefälligst Herrn Dumont, daß er es in die Anweisung einschließe. Ich raffe zusammen, soviel ich kann. Es segne Sie der Herr, Sie u. Ihr ganzes Haus. Addio! Addio!

Siete felicissimo, carissimo Maestro, e ricordate-vi del vostro fidelissimo amico

Maurizio Hartmanno

Hartmann, den die politischen Verhältnisse anfangs vollkommen kalt ließen, weil ihm das Glück, wieder in Deutschland sein zu können, höher stand, entschloß sich erst in Frankfurt, den Winter über nach Italien zu gehn, und an Ort und Stelle die politische Entwicklung zu verfolgen. Er trat wieder mit der Kölnischen und ebenso mit der Frankfurter Zeitung in Verbindung, denen er beiden Berichte aus Italien übersenden wollte.

42

An Ludwig Bamberger

Frankfurt d. 8. Octob. 59

Ihr lieben Freunde!

In den letzten Wochen war ich über meine nächste Zukunft so sehr unklar, daß ich von Tag zu Tag auf Klärung wartete, um Euch etwas Bestimmtes sagen zu können. Jetzt weiß ich, was ich werde, aber noch zögere ich, es Euch auszusprechen. Ich gehe nähmlich wieder auf Reisen und zwar nach Italien sucht das Maulthier im Nebel seinen Weg. Die Sache ist diese. Italien hat Ferien, jetzt ist für mich eine Möglichkeit da, Florenz zu sehen, das ich nicht kenne, das mir mit allen seinen

Schönheiten in meinem ganzen ästhetischen Ich fehlt und bestimmt ist eine Lücke auszufüllen. Diese Lücke klafft gähnend, solange sie nicht mit Palazzo Pitti, Uffizii, Piazza del gran duca etc. ausgefüllt wird — dazu die interressanten Zustände des Momentes und endlich die gegebene Leichtigkeit, die Reisekosten wieder hereinzubekommen. Soll ich da nicht rufen: Juchhe! Auf nach Italien! — Es wäre eine Schand und Sünd, wenn nicht. — Ich schwöre Euch, daß nur der Wunsch, Euch wiederzusehen, wieder mit Euch zu sitzen, zu rauchen, zu plaudern, dem Entschluße durch Wochen des Bedenkens Bläße angekränkelt. Aber ich sage mir, daß ich nur auf Wochen dahin gehe und daß ich Euch dann, vielleicht im Jänner, als ein Augenzeuge der merkwürdigen Vorgänge und Zustände willkommen sein werde. — Ich reise im Laufe nächster Woche von hier ab und gehe direkt nach Genf zu Vogt; dort hoffe ich, meinen Paß so einrichten zu können, daß ich die sard. Gränze leicht paßire, da mir die hiesige franz. Gesandschaft das Viso verweigert. Von Genf aus nach Turin, Genua, über die Riviera, ganz zu Land nach Florenz. Für alle nachgesandten Empfehlungen bin ich sehr dankbar, schon in Genf werde ich mich post. rest. erkundigen, jedenfalls auch in Turin. Cavour? He? — Saget es Szarvady, der, wie ich glaube, heute in Cöln ist.

Indem ich wieder von Euch Abschied nehme, fühle ich, wie gerne ich zu Euch zurückkehrte. — Von der hiesigen Polizei habe ich unter der Hand erfahren, daß ich unbehelligt hier bleiben könnte — da fühlte ich, daß ein großes Stück meiner Heimath bei Euch ist und daß es mir bei aller Liebe für Deutschland, bei allem herrlichen Leben, das ich darin führe, sehr schwer würde, mich für immer von Paris, das ist, von den gewissen wenigen Menschen daselbst zu trennen. Das verdirbt mir auch bis zu einem gewißen Grade die Freude an Italien, und ich würde sie auch aufgeben, wenn ich sie nur als Freude und nicht auch als Pflicht betrachtete. — Ich habe noch die

Eine Hoffnung und Furcht, daß ich die sardinische Gränze nicht überschreiten kann — dann komme ich von Genf aus direkt nach Paris und platze wie eine Bombe vor Euren Füßen und zwar gleich im Maison Laffitte. Ade! Tausend Grüße!

43

An Ludwig Bamberger

Genf d. 18. Octob. 59

Meine Freunde!

Vogt sagt mir, daß Ihr mich als einen im All Verlorenen betrachtet, was mich befürchten läßt, daß Ihr meinen Frankfurter Brief nicht erhalten habt. Das thäte mir sehr leid, denn Ihr könntet glauben, daß ich fähig wäre, eine so grandiose Unternehmung, wie meine jetzige Reise ohne ein Wort der Anzeige an Euch anzufangen, und mich für einen halben oder ganzen Winter aus Paris zu entfernen, ohne Euch Adieu zu sagen. Indeßen hoffe ich, daß mein Brief einen Tag nach Abgang des Vogtschen angekommen. Szarvady hat mich gestern verlaßen, um nach Paris zurückzukehren; er wird Euch ausführlich von meinen fatis und Plänen erzählen. Morgen gehe ich von hier ab über den Simplon und Maggiore nach Mailand oder Turin, dann weiter nach Parma, Bologna, Florenz etc. Jetzt bestimmte Pläne in Bezug auf Aufenthalt und Hin- und Herzüge zu fassen, ist unmöglich; Alles wird von den Um- und Zuständen abhängen. — Szarvady und Vogt sprechen mir von einem Jahrbuch, das wir herausgeben sollen; welche Rolle habt Ihr mir darin zugedacht? Vielleicht wird bei Bestimmung desselben meine jetzige Reise maßgebend. Ich habe mir Folgendes ausgedacht: Ich schreibe vom Tage der Betretung Italiens ein kurzes, einfaches, höchstwahres Tagebuch, wie ich es für mich allein schreiben würde; dieses bringe

ich Euch mit oder schicke es, sobald Ihr es brauchet und Ihr drucket es so ab. Das, glaube ich, wird besser, als Alles, was ich zusammenfaßend und theoretisirend in Artikeln schreiben könnte, dabei lebendiger, wahrer, überzeugender. Was meinet Ihr? Ich werde kein Blatt vor den Mund nehmen und in diesem Tagebuche nicht ein Bischen politisch sein, was ich doch in meinen Korrespondenzen werde sein müßen, denn, unter uns gesagt, wird nach Allem, was ich hier über die ital. Bewegung höre, viel Böses und Dummes zu berichten sein. Sie ist, mit Einem Worte, Gothaisch und die Persönlichkeiten zu einem großen Theile napoleonistisch. Es wird gut sein, zu sagen, daß es nicht die Demokratie ist, die die ital. Revolution macht — daß die demokratische Bewegung in Italien erst noch der Zukunft aufbewahrt ist, denn die jetzigen Zustände werden zur Folge haben, daß man viel Dummes, Halbes und Schlechtes wieder der Demokratie in die Schuhe schieben wird. — Vogt grüßt. Er ist ganz der Alte, immer lustig, immer überaus thätig und immer, wie Einer, der gar nichts zu thun hat. An Deutschland freilich scheint ihm wenig zu liegen, was mir weh thut, denn ich gewinne Deutschland immer lieber, je länger ich da bin, je öfter ich zurückkehre. In keinem Lande findet man so viele treffliche Menschen und das ist die Hauptsache, sei die Politik noch so erbärmlich. Ade! — Mein Gott, wohin sollt Ihr mir schreiben? Sagen wir nach Turin post rest.

44

An Ludwig Bamberger

Turin d. 29. Octob. 59

Ihr Freunde!

Mir brummt der Kopf vor Briefen, die ich heute bekommen habe; doch will ich Eure zuerst beantworten. Pfau wird Euch schon mein großes desastre mitgetheilt haben.

Einer meiner Reise- und Leidensgefährten ist, wie ich in Aona erfahren, bereits selig verschieden; einen andern fand ich auf dem Lago Maggiore wieder verbunden, als Invaliden. Ich selbst bin nicht so heil hervorgegangen, als ich im ersten Augenblicke meinte. Nach zwei Tagen fühlte ich einen bedeutenden Schmerz im rechten Schenkel, an der entsprechenden Stelle, an der ich in Montelimart vor fünf Jahren verletzt worden. Grade so hatten meine orientalischen Leiden begonnen; Ihr könnt also denken, in welchen Sorgen ich die Tage verbrachte. In Mailand konsultirte ich die Aerzte und Euere Briefe fanden mich in Blutegelgesellschaft. Nun wird die Sache gut sein. Nachdem ich mich in Baveno zwei Tage lang getrocknet, ging ich nach Mailand, wo nicht viel zu holen war, um so weniger, als die meisten Leute, an die ich empfohlen, auf Reisen oder in polit. Zwecken abwesend sind. Der Munizipalgeist macht sich daselbst geltend und es ist hier nicht mehr alles Gold, was glänzt. Gestern fuhr ich hieher. Heute erfuhr ich, während ich in den Blutegeln lag, daß gestern zugleich mit mir im selben Hôtel Feda Garibaldi angekommen ist. Noch blutend machte ich mich auf, ihn zu besuchen und fand Poerio bei ihm. Ich wurde gut aufgenommen. G. sieht ganz deutsch, blond, nordisch aus, aber energisch, untersetzt. Doch macht er keinen bedeutenden, oder überwältigenden Eindruck. Er erzählte von der Wuth, die in der ganzen Bevölkerung Mittelitaliens innerlichst koche und meinte, der Tod Anoitis sei nur ein kleines Symptom. Wenn man sich nicht sehr anstrengte, würde eine der That analoge Geschichte in allen den Ländern aufs furchtbarste ausbrechen. „Wüßten es nur die Herren Diplomaten, daß wir es sind, die ein schauderhafteres 93 verhüten und daß sie es dazu bringen können; denn es steht hinter uns.“ Am liebsten möchte er losschlagen, ehe der Papst es thut, aber er klagt, daß er gar nichts könne, daß ihm die Hände gebunden sind. Auf Fanti scheint er eifersüchtig. „Da haben sie einem Mann das Oberkommando gegeben, der

energisch heißt, weil er aufs Volk hat schießen laßen (?). Besonders mit Euch Deutschen müßen wir zusammengehen und ihr mit uns.“ Von der preuß. Politik scheinen jetzt Alle viel zu hoffen. G. ist überzeugt, daß die Sache noch lange nicht aus ist und es scheint mir sein Plan, was immer geschehe, ganz Italien in eine Insurrektion à outrance hineinzuziehen. — Poerio war besonders freundlich. Er sieht aus wie ein alter Franzose und wie ein feiner bon homme. Er spricht so gut französisch, daß ich ihn vor der Vorstellung für einen Franzosen hielt, denn Garibaldi stellte mich ihm erst vor, nachdem ich lange mit ihm, G. gesprochen und er gewißermaßen meines Glaubensbekenntnißes sicher war. Mit Empfehlungsbriefen braucht Ihr Euch weiter keine Mühe zu geben; ich habe sehr viele, werde überall weiter empfohlen und finde aller Orten Bekannte. Hier habe ich außer dem an Garib. noch keinen abgegeben. Das wird morgen geschehen. Die Stadt intereßirt mich ziemlich. Doch glaube ich nicht, daß ich lange hier bleiben werde; höchst wahrscheinlich gehe ich schon in zwei Tagen weiter, nach Piacenza, Parma, Modena, Bologna — dann erst nach Florenz, wo ich wahrscheinlich einige Zeit sitzen bleibe. Ich glaube nicht, daß ich vor dort an die Ausarbeitung eines Tagebuches für Euch kommen werde. Was ich bis jetzt in Erfahrung gebracht ist Alles so sehr disjecta membra, daß ich noch nicht weiß, was damit anzufangen. Ich muß das Alles sich erst setzen und abklären laßen. Das politische Korrespondiren — ich habe bereits Briefe an den Kieler Handelskourrir, an die Neue Frankfurter und an die Kölnische geschrieben — wird mir sehr sauer. Ich verstehe es nicht, den Reflexionsbrei darum herum zu machen. Auch dem Feuilleton in der Kölnischen werdet Ihr es ansehen, daß es invita Minerva gemacht ist. — Lassalle schreibt mir, daß ihm Oppenheim geschrieben, daß ich wohlauf und munter wieder in Paris bin und daß ich mit Wohlwollen an meine Wildbader Bekannten zurückdenke. Ist das nicht wieder gut? — Aber das Blatt ist

zu Ende. — So viel scheint mir schon jetzt gewiß, daß das offizielle Italien vor Frankreich zu viel Angst hat und Rücksicht . . .

45

An Karl Vogt

Turin d. 31. Octob. 59

Mein lieber Freund!

Ich weiß wie unschicklich es ist, auf seinen Dank für freundliche Aufnahme, gute Verköstigung u. gleiche Behandlung so lange warten zu lassen — ma che volete! Die Zerstreuungen der ersten Tage meiner Reise u. dann das Malheur, das unberechenbare Malheur! Zwischen Domo Dossola u. Baveno, um Mitternacht stürzte die Diligence mit uns sieben Reisenden u. vier Pferden in die Wasser der Toce. Der Wagen in hundert Stücken, alle Reisenden mehr oder weniger verwundet, ich nur kontusionirt, aber am Schenkel, was mich sehr besorgt machte, da mit einer ganz ähnlichen Contusion am andern Schenkel mein dreijähriges Leiden angefangen hatte. In Baveno blieb ich nahe an zwei Tage, um meine Sachen zu trocknen, die sehr lange im Wasser lagen u. zum Theil ganz ruinirt sind. Glücklicherweise lagen die Empfehlungsbriefe in einem Leder so gepreßt, daß das Wasser nicht recht dazu konnte u. daß ich sie mit Hülfe einer kleinen Einleitung doch anständigerweise übergeben kann. In Mailand fing ich an mich behandeln zu lassen u. hier in Turin ließ ich mir Blutegel setzen; so glaube ich, ist jetzt die Sache gut u. beigelegt. Doch erleide ich durch die ganze Geschichte einen ziemlichen Verlust, der sich wohl auf 2—300 Francs beläuft. Hols der Guckuck. Wenn es nur weiter gut geht. Hier fing es gut an, denn zugleich mit mir traf Garibaldi ein, dem ich mich mit Deinem

Briefe vorstellte u. der mich freundlich aufnahm. Er macht keinen bedeutenden Eindruck, nur den eines entschlossenen Mannes, eines tüchtigen, nicht aber eines geistig sehr begabten. Auch schien er mir etwas empfindlich in Bezug auf Fanti. Das Erste war, daß er über gebundene Hände klagte u. darin hat er gewiß recht, es ist aber sehr möglich, daß man auch hier in Turin recht hat. Er würde gerne gegen die Päpstlichen und Neapolitaner losschlagen — aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wenn die Dinge so hingezogen werden, wie sie jetzt sind, sie tiefere Wurzeln schlagen u. schwerer umzustürzen sind, als dies der Fall wäre, wenn man wieder thätliche Verwicklungen herbei führte. Bis jetzt finde ich die Dinge nicht so schlimm als sie Fazy und Du geschildert haben. Garibaldi hat Leute so viel er nur will u. die wahrhaft riesigen Auswanderungen junger Leute aus dem Venetianischen in sein Lager zeigen doch, daß sich die Italiener für die Sache gehörig schlagen wollen. Freilich sah ich in Mailand viele junge Müßiggänger — aber was beweist das? ... Ich glaube, daß Turin in zwei bis drei Tagen für mich ausgesogen sein wird, dann gehts weiter. — Grüße mir viele Male Dein gutes Weib, das mich verheirathen will; vergiß auch nicht meine schönsten Empfehlungen an Frl. Rödiger[1], das sehr liebe Kind. Heute las ich den Anfang Deines Prozesses in der Allgemein. Diese Rheinischen Communisten u. diese Badischen Ueber-Alles-Hinausigen habe ich von jeher für die rechten Kerle gehalten. Und dieser Bismark, der sich als Preis seiner Zeugenschaft gleich ein Correspondenzstellchen bei der Allgem. erbittet! Wie Schade, daß Du nicht da sein kannst, um auf all die Erbärmlichkeiten zu antworten! Ade!

[1] Fräulein Rödiger ist Hartmanns nachmalige Frau Berta, die Tochter des Besitzers des größten Genfer Erziehungsinstitutes, der, ein alter Achtundvierziger, nach der Revolution Deutschland verlassen und sich in Genf niedergelassen hatte. Bei seinem Aufenthalt in Genf hatte Hartmann ihn durch Vogt kennen gelernt.

46

An Ludwig Bamberger

Für Alle

Bologna d. 16. Novemb. 59

O meine Freunde!

Es geht schlecht; es neunundvierzigelt gewaltig und meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Seit ich so mitten drin stehe und die Menschen kenne und zum Theil liebe, die mit der Bewegung identisch sind, ist mir diese viel näher, lieber und persönlich geworden und ich bin mit ganzem Herzen dabei. Aber es geht sehr schlecht. Piemont ist nichts als Piemont; die dortigen verfolgen eine ganz partikularistische, egoistische und dabei furchtsame, Frankreich gegenüber bedientenhafte Politik. Schon die Regentschaft sollte ein reaktionäres Mittel sein, da diese Frankreich unangenehm ist, geht man noch weiter. Man sucht Mittelitalien abzuschwächen, die Bewegung ganz einzuschläfern. Mit Perfidie entfernt man die Energischesten, da man vor Allem und trotz dem besten Willen mit der Monarchie zu gehen, die Republikaner fürchtet. Das populäre Element ist den Politikern, Diplomaten und regelrechten Menschen in Turin ein Gräuel und Abscheu; es ist ihnen unheimlich damit zu thun zu haben. Die Lamarmoras, Dahornidas, Fantis, ordentliche Generale, verabscheuen eine Armee, die aus Freiwilligen besteht und von Offizieren kommandirt wird, die eine Meinung haben, obwohl Disziplin und Ordnung vortrefflich sind. Fanti läßt gegen alle Regel Garibaldis Offizieren Befehle zugehen, ohne daß dieser etwas davon erfährt; auch hat er schon den Versuch gemacht, die Freiwilligenarmee aufzulösen oder auf unbestimmte Zeit zu verabschieden. Dann könnte man politisieren und restauriren und Piemont hätte sein Schäfchen im Trockenen und wäre keine revolutionäre Macht mehr. Garibaldi als Italiener und als General, der

nicht seine Grade durchgemacht hat, wie sie, ist ihnen natürlich doppelt verhaßt. Seit Monaten wird er planmäßig unterminirt, obwohl man seine ungeheure, beispiellose Popularität nicht antasten kann. Desto mehr sucht man ihn aller Mittel zu berauben. Der arme Garibaldi ist ganz melancholisch. Gestern hat man ihn nach Turin berufen, wahrscheinlich um mit ihm zu unterhandeln und ihm zu beweisen, daß nichts zu machen ist und daß er Italien ins Elend stürzt. Er aber könnte in vierzehn Tagen über Italien bis nach Otranto fegen, wie ein Sturmwind, wenn er nur Waffen hätte, wenn ihm nicht die Hände gebunden wären und wenn nicht Piemont, Frankreich und Oesterreich hinter ihm ständen. Garibaldi ist ein prachtvoller Mensch; je mehr man ihn kennen lernt, desto lieber gewinnt man ihn und desto größer tritt sein Charakter hervor. Er ist so einfach, so gut, so ganz und gar Hingebung an die Sache und ganz Muth und Liebe. So einem Menschen muß es doppelt schmerzlich sein, der Routine, der Pedanterie und der Diplomatie zu weichen. Es kommt nur darauf an, ob er in Turin etwas durchsetzt. Das Mezzo-termine mit Buoncompagni wird ihn vielleicht zum Bleiben und Abwarten bewegen. Läßt man aber Fanti an der Spitze und bekommt nicht Garibaldi das Oberkommando, könnt Ihr sicher sein, daß für jetzt die ganze Sache wieder mißglückt ist, und Mazzini wird Recht behalten. Ich bin nun schon seit sechs Tagen hier und bleibe noch bis Garibaldi zurückkehrt. Hat sich die Sache gut gewendet, bleibe ich wahrscheinlich länger; ich glaube aber nicht, daß es zu etwas Rechtem kommt. Dieses Bologna ist eine der merkwürdigsten, eigenthümlichsten und reichsten Städte. Die architektonischen, mahlerischen, statuären Schönheiten und Sonderbarkeiten stehen auf einer großen Oberfläche dicht gedrängt neben einander. Eine großartige Freske, auf die jedes andere Land stolz sein würde, ist hier tägliches Brod. Es giebt wohl keinen Punkt in Bologna, auf dem man nicht, wenn man um sich blickt, irgend etwas Schönes,

Merkwürdiges, Bizarres, jedenfalls Anregendes zu sehen bekäme und wäre es nur ein Säulenknauf, ein Konsol, eine in die Mauer gemalte Madonna, die so schön ist, wie die Perle irgend einer Gallerie. Und eine Residenz der Legaten! und das Stadthaus! und die Universität! Was ein Palast ist, erfährt man erst hier im Stadthause mit der Treppe von Bramante und was ein Kloster, erst im S. Michele in Bosco. Darüber sage ich nichts. Und die Bologneser Mahlerschule! — Ade! Tausend Grüße an Euch Alle. In Turin habe ich keine Briefe mehr von Euch bekommen, ich hoffe sie in Florenz vorzufinden. Addio! und denket mein. Ich weiß nicht, wann ich Euch wiedersehe. Ich bin sehr geneigt, mich im gegebenen Falle in Allerlei zu mischen. Mit meiner Gesundheit geht es gut. Die Blutegel haben mich gerettet. Wenn ich bedenke, daß ich in Montélimart mit vier solcher Bestien mir drei Jahre Elend erspart hätte!!!! Der schiefe Thurm v. Bologna ist ein Humbug. So schief kann jeder sein. Mad. Rosenheim ist schiefer u. ist nicht so groß.

47

An Ludwig Bamberger

Florenz d. 25. Nov. 59

Mein lieber Freund!

Heute acht Tage kam ich hier an und wurde durch den Anblick von Florenz für mehrere Tage höchst unpolitisch. Wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Alles was über Fl. geschrieben ist, sagt nicht den Tausendsten Theil von dem, was ich empfunden und noch empfinde. Ich begreife nicht, wie ich so lange ohne diesen Eindruck leben konnte. Es giebt auf Erden nichts Lieblicheres, nichts Liebenswürdigeres, nichts Sympathischeres. Die ungeheure Größe dieser Architektur,

dieser Kunstwerke zeichnet sich vor allen anderen Größen dadurch aus, daß sie herablassend ist und an ihre Größe durch die Liebenswürdigkeit vergeßen macht. Ich behaupte es: Es hat nie ein größeres Scheusal in der Weltgeschichte gegeben, als diesen verjagten Herzog, der Fl. bombardiren laßen wollte. Ich begreife Nero, der Rom anzünden läßt, aber Fl. bombardiren ist das Unbegreiflichste. Man kann es sich nicht vorstellen, wie lieb und gut und schön es ist. Die Atmosphäre hier erklärt mir auch die Plazidität des Charakters und den ungeheueren Unterschied der Stimmung zwischen hier einerseits und Modena, Parma, Legationen andererseits. Die Florentiner sind so milde und gut und sanft, daß sie sich zu jener revolutionären Stimmung nicht erheben können; es geht Alles so anständig und gebildet hier zu, daß sie an Unanständigkeit und Barbarei des Congreßes nicht glauben können. Florenz ist von lauter idealisirten Gothaern bewohnt und das schmerzt, denn es wird ihnen schlecht mitgespielt werden und man wünscht ihnen Alles Gute. Wenn es jemals das Ideal einer gebildeten, durch und durch vortrefflichen Republik gab, bewohnt von Republikanern, die keinen Krieg mehr führen und nur dem Schönen leben, so ist es Florenz. Es ist ein Bürger derer, die erst kommen werden, das Jahrhundert ist diesem Ideal nicht reif, darum wird es in diesem zu Grunde gehen. Ein deutscher Gothaer hat mich immer in Wuth gebracht und zu grobkernigem Widerspruch gereitzt; diese Gothaer rühren mich, ich kann ihnen nicht widersprechen, um ihrem kindlichen Gemüthe nicht weh zu thun. Die Bologneser sind weniger zu bedauern; sie werden wie Gladiatoren fallen oder betrogen werden: Florenz wie Andromache. — Nur manchmal sage ich: ich bitte um etwas altflorentinisches Mißtrauen, um etwas machiavellistische Regung im verwandten Blute. Vergebens. Sie antworten: Wir begreifen Sie, Sie haben eine unglückliche Revolution durchgemacht, Sie sind betrogen worden, aber wir, das ist etwas ganz Anderes — etc. Ich begreife jetzt auch,

warum man drüben im Lager, jenseits der Apeninen mit solcher Bitterkeit oder mit Achselzucken von den Toskanern gesprochen. Es ist wirklich nicht viel von ihnen zu hoffen. Man wird sie mißhandeln und sie werden erstaunen. — Aber macht nichts; ich bin doch überzeugt, daß Italien endlich frei wird und daß wir an ihnen ein großes Volk und eine mächtige Stütze der ganzen Freiheit und Civilisation Europas haben werden. Sonderbar! Seit ich in Italien bin, hoffe ich für ganz Europa mehr. Ihr könnt Euch denken, wie mich der Fall Garibaldis getroffen hat, obwohl ich alle Fallen und Gruben sah, mit denen man ihn seit Wochen umstellte. Das ist ein Mensch! Ich bin glücklich, ihn zu kennen und ich liebe ihn persönlich aufs Innigste.

Ade! Tausend herzliche Grüße an Euch Alle.

48

An Ludwig Walesrode

Florenz d. 9. Januar 60

Mein lieber Freund!

Wenn Sie mich wirklich so um Italien beneiden, warum kommen Sie nicht hierher? — Kein Geld! — Das ist leicht gesagt, das kann Jeder sagen, ich aber sage Ihnen, nachdem ich nun durch drei Monate von Genüssen zu Genuß taumle, man muß sich nach Italien betteln, wenn es nicht anders geht. So viele Briefe ich von hier aus schreibe, so viele Einladungen lasse ich ergehen; ein Bernard de Clairveaux u. Pierre d'Amiens predige ich allen meinen Freunden den Kreuzzug in dieses gelobte, nicht genug gelobte Land. Mit dem Worte Italien hat jeder eine Vorstellung fix u. fertig; sie ist ihm so gewohnt, daß nichts in ihm erklingt, wenn das Wort, der Ruf ausgesprochen wird; das ist die Schuld der unzähligen Bücher

u. der noch unzähligern philisterhaften Reisenden; aber wahrlich ich sage Euch, es sollten Einem bei diesem Worte Flügel wachsen. Ohne die geringste Uebertreibung, lieber Freund, ich verstehe mich nicht, daß ich so lange ohne diese Eindrücke habe leben können, wie man sein früheres Leben als leer u. man nicht versteht, wenn man ein Weib sehr lieb gewinnt, das alle Schatzkammern des Herzens eröffnet u. die Zwecke des Lebens u. den Inhalt des Schönen entschleiert. Ich habe von Welt, Leben u. Geschichte ganz andere Begriffe, wenigstens lichtere Vorstellungen hier erhalten; es hat mir jetzt Alles ausgesprochenere Conturen — Gefühl, Gedanke, Geschichtsphilosophie, das romantischeste Weben u. Dämmern der Natur selbst scheint mir plastischer geworden zu sein. Ich sehe vor Allem Eines ein: daß mich das Schicksal bisher nicht in die rechte Schule hat kommen lassen; mit 39 Jahren ist es zu spät. — Halten Sie ja alle Bücher über Italien für Humbug; schreiben kann man über diese Dinge nicht. Der Anblick des einzigen Campanile hier oder des Domes, oder von Sta. Maria Novella, oder Loggia von Orgagna ist Ihnen eine größere Offenbarung, als Ihnen alle Bücher der Welt geben können. Wie anders sieht man das Mittelalter an, das italienische Mittelalter nähmlich! Florenz liebe ich wie eine Geliebte; hier ist das Große, selbst das Gewaltigste so liebenswürdig, liebenswürdig zu sein, es läßt sich zu uns herab u. ist göttlich menschlich. Es kommt nicht im Gewitter, es kommt im Säuseln. Das gilt hier von der Natur wie von der Kunst. Ich begreife, wie man hier ein Träumer wird und sein Leben verflanirt mitten unter diesen Kindern der Schönheit u. immer durch die Gassen wandert, um mit allen Kleinigkeiten, bis auf Thürklopfer und alte Latrinen, intime Freundschaft zu schließen. Glauben Sie ja nicht, daß man durch das Volk in dieser Atmosphäre gestört wird; das florentinische, das ganze toskanische Volk ist überaus milde, gut u. von Natur aus höchst gebildet u. feinsinnig — u. überall hier empfindet man die Bürgschaft, daß dieses Land sich zu einer

großen Zukunft, zu einer neuen großen Bildungsepoche emporrappelt. Wir haben in Deutschland keine Ahnung, wie ungeheuer groß die Zahl der höchst-gebildeten, selbst gelehrten Menschen in diesem bestverleumdeten Lande sei. Selbst ich, der ich seit lange eine von der allgemeinen sehr verschiedene Meinung von den Italienern hatte, stand oft beschämt; ich sehe mich nun auch in der Literatur um u. entdecke Großes u. Keime zu Großem. — Suche ich so Propaganda bei Euch zu machen, mache ich sie nicht minder für Deutschland in Italien. Ich kenne hier, in Mailand, Turin, Modena, Bologna etc. die bedeutendsten Leute, die an der Spitze der Bewegung stehen, standen oder stehen werden; bei allen habe ich gewühlt für ein Verständniß zwischen Deutschland u. Italien. Vorgestern verplauderte ich den ganzen Abend mit Buoncompagni. Italien ist gewiß bestimmt, noch eine große, zivilisatorische Rolle zu spielen, dann wird es, dies sehe ich mit meines Geistes prophetischen Auge, mit Deutschland zusammengehn, denn diese zwei Länder verstehen das Schöne u. den Gedanken, jedes auf seine Weise, am besten u. tiefsten von allen Völkern Europas. Wie Dürer u. Rafael einander ihre Bilder mit herzlichen Zuschriften zuschickten, werden die zwei ihre Schönheitserrungenschaften in Freundschaft austauschen u. gute Freunde sein. Dürer u. Rafael sind zwei vorausgeschickte Symbole u. in der That die personifizirten Ideen der beiden Völker. Pardon! Ich komme unwillkührlich in ein gewisses lyrisches Pathos, wenn ich von Italien spreche u. wenn von seiner Zukunft, werde ich sibyllenhaft. Doch geht mein Puls jetzt schon ruhiger; in den ersten Wochen ging ich hier wie ein Narr herum, mit einem gefrorenen, blödsinnigen Lächeln auf den Lippen. — Dies Alles wird Ihnen sagen, wie schwer, wie unmöglich fast es mir ist, über Italien zu schreiben u. warum ich fürchte, Ihnen nichts schicken zu können. Ich habe an Keil zwei unendlich lange Artikel über Zustände u. Menschen in Turin u. Romagna geschickt; er wollte sie, aus Rücksichten, nicht drucken.

Ich fühlte mich gerettet u. schrieb ihm, sie Ihnen zu schicken, da antwortet er, daß er sie doch, aber abgekürzt gedruckt hat, was mich wüthend macht, denn es war nicht darum zu thun, daß d a s gedruckt werde, was er mit seinen Rücksichten stehen läßt, sondern gerade um das Gestrichene .... Ich verbrachte den Schillertag in Gesellschaft eines Grafen Sormani u. den Abend in B. bei Garibaldi, wo wir von Schiller sprachen, ich also auch meine Schillerrede hielt und zwar vor einem würdigen Publikum, das mir mit Aufmerksamkeit u. Sympathie für den Gegenstand zuhörte. Garibaldi liebt überhaupt die Poesie. — In den Schluchten des Simplon, als ich nach Italien hinabfuhr, machte ich, im Eilwagen, auch mein Schillergedicht, aber es muß schlecht gewesen sein, denn in derselben Nacht warfen mich die Götter in die Wasser der Toce, u. beinahe in den Rachen des Todes. Da drin blieb auch mein Gedicht .... Und somit Addio! u. Euch Allen glückliches Neujahr. Fast gebe ich die Hoffnung auf, Euch anno 60 zu sehen. Mein Schicksal scheint entschieden, verschiedene Wendungen nehmen zu wollen, die mich nicht an die Alster führen werden u. die Weltgeschichte, von deren Wellen ich gerne meinen Kahn schaukeln laße, scheint ihre Strömungen nicht dahin, sondern nach anderen Seiten richten zu wollen. Der Frühling wird wohl Bewegungen bringen, denen ich nicht mehr so ferne stehen werde, wie jenen des vergangenen Frühlings. Mit nächstem Sommer bin ich entweder in einem Hafen, oder auf höherem Meere als je; letzteres ist das Wahrscheinlichere. Schon war ich sehr nahe daran, mit dem Kopfe in einen Strudel zu tauchen, als der 18. November kam u. ich Bologna verließ. Der Rest ist silence. — Hier lebe ich den aktiven Politikern, mit Ausnahme Buoncompagnis, der eigentlich eine abstrakte Stellung hat, ferne, um mir ihnen gegenüber jede Freiheit zu bewahren, denn ich bin mit diesen Gothaern sehr unzufrieden u. sie haßen im Grunde der Seele Alles, was nach Republik riecht oder demokratischen Ideen. Ich besuche die Salons des 80jährigen Vieusseux, durch die seit vierzig

Jahren das ganze liberale u. literarische Italien gegangen .... Sonst schlendere ich durch die Stadt u. genieße langsam all das Schöne; ich trinke es nicht, ich schlürfe es. So verbrachte ich beinahe den ganzen vorgestrigen Tag im Dominikanerkloster S. Marco, der Heimath Savonarolas, deßen unzählige Zellen, beinahe alle mit Fresken von Fra Beato Angelico da Fiesole geschmückt sind, einem Mahler, den man nur hier kennen lernen kann, dem erhabensten u. einfachsten Geist des Mittelalters .... Aber ich verfalle in den Fehler der italienischen Reisenden u. mache Worte, die nichts bedeuten. Jedes Wort über Italien, das sich einbildet, eine Wahrheit zu sagen, ist eine Lüge .... Ade! Auf Wiedersehen! Euch Allen. Ich schreibe es, aber ich glaube nicht daran. Hört nicht auf, für Italien zu arbeiten, Ihr arbeitet für einen mächtigen künftigen Bundesgenossen der Bildung u. der Freiheit, u. für die natürlichen Gränzen der Völker, was so viel sagen will, als gegen die Barbarei des Krieges.

49

An Ludwig Walesrode

Florenz d. 10. März 60

Liebes Scheusal! Verbrecher!

Obwohl Sie mir Brief u. Empfangsanzeige meines Manuskripts schuldig sind, will ich Sie doch beschämen u. Ihnen einen Bericht über meine Bekanntschaft mit Détroits abstatten. Heute acht Tage, nach einem Ausfluge nach Pistoja u. Lucca, war ich wieder in Livorno. Gleich am Morgen machte ich mich auf die Strümpfe, um Ihre Freunde aufzusuchen; ich erfuhr, daß sie Via Ricasoli wohnen, aber nicht die Hausnummer. In der V. R. wollte ich, nach meiner Art, selbst das Haus an seiner Physiognomie erkennen, welches geeignet ist, eine deutsche Predigerfamilie zu beherbergen. Aber die Straße

ist modern, neugebaut u. alle Häuser machen daselbst gleich glatte, elegante, moderne Gesichter, die nichts sagen. Ich gab die Hoffnung nicht auf, ein verrätherisches Symptom zu entdecken und wanderte her u. hin. Da klingt aus einem Parterre ein Mendelssohnsches Clavierstück an mein Ohr; ich trete ein, ich bin bei Détroit. Mad. spielte. Ich werde von den beiden Damen sehr herzlich empfangen u. als Ihr Freund wie ein Freund behandelt. Plauderei u. Erzählung .... Dann kam der Doktor. Dann aß ich mit ihnen zu Mittag u. da erst habe ich die kleine Ruth kennen gelernt. Es ist ein reizendes, für sein Alter sehr großes Kind voll Leben u. Anmuth. Die Augen voll Feuer nehmen das halbe Gesicht ein. Auf einer Photographie sieht sie wie eine umgekehrte Mignon aus. Von den beiden Damen gefällt mir die Frau besser als die Schwester; sie ist positiver u. wahrer. Den Dr. sah ich sonst wenig, da er Consistorium hatte u. die Predigt für morgen, Sonntag, fabriziren mußte. Nach Tische machten die Damen mit Ruth meine Cicerones durch Livorno, dann brachte ich den Abend mit ihnen zu u. mit andern Deutschen, die sie eingeladen hatten. Es fand sich, daß wir sehr viele gemeinschaftliche Freunde u. Bekannte haben. Am nächsten Morgen nahm ich Abschied u. ich glaube, wir verließen einander als gute Freunde.

So! Nun der Bericht abgestattet ist, sollte ich eigentlich kein Wort mehr hinzufügen. Da ich aber alle Menschen achte, die keine Briefe schreiben, um mich selbst achten zu können, vergebe ich Ihnen, in der Hoffnung, daß Sie sich nächstens verächtlich machen u. mir schreiben. Ich fahre mit lobenswerther Consequenz fort, in Italien glücklich zu sein, u. zu sehn, zu lernen u. „wie ich mich selbst erquicke, zu erfüllen eine Pflicht". Pistoja, Lucca bewiesen mir, wie schon früher Pisa, daß das ganze Toscana nur eine schöne, abwechslungsvolle Fortsetzung von Florenz ist. Das ist das Schönste, was man von dem Lande sagen kann. Jede einzelne Stadt ist eine Stelle in einem sehr schönen Gedichte, im selben Style, aber ein anderer Gedanke,

eine andere Schilderung. Ich will von diesem Gedichte so viel als möglich lesen u. sobald die schönen Tage, die uns vorige Woche verließen, wiederkommen, gehe ich nach Siena, S. Gimiano u. Volterra, — später nach Montepulciano, dann vielleicht in das Dantesche Valombrosa, das eine Welt für sich ist u. Fegefeuer, Hölle u. Paradies enthält. Dies Alles gesehen, kehre ich mit einem vollen Herzen u. einem bedeutend reformirten Geiste über Genua meine Schritte wieder dem Norden zu, um hoffentlich im Herbste wieder hierher zurückzukehren — wenn nicht große Ereignisse in meinem Privatleben meinem Schicksal eine andere u. neue Wendung geben. — Was machen die Freunde alle? Warum schreibt mir Niemand? ... Es wäre viel praktischer diese Zeilen erst übermorgen abgehn zu lassen, da ich Ihnen dann über die Abstimmung schreiben könnte — aber ich fürchte, daß ich in diesen Tagen keine Zeit haben werde; auch läßt sich das Resultat voraussehn. Die Annexions-Majorität wird groß sein. Seit zwei Tagen sieht es hier acht u. vierziglich aus. Großes Leben u. Bewegung. — Noch einmal Grüße vom ganzen Herzen.

50

An Ludwig Bamberger

Florenz d. 18. Mrz, „Sonntag Laetare"

Seit einer Ewigkeit bin ich ohne Nachricht von Euch. Ich komme soeben aus dem Dom, wo man den ambrosianischen Lobgesang anstimmt, um dem lieben Gott für die ungeheuere Majorität u. diese Annexion zu danken, als ob er, wenn er überhaupt was drein zu reden hat, der alte Reaktionär, die Sache nicht schon vor einigen hundert Jahren u. ohne Louis Napoléon hätte machen können. Doch thue ich ihm in letzter Beziehung Unrecht. Die Sache ist in der That ohne, sogar gegen Louis Nap. geschehen u. das ist eine der schönsten Phasen u. Momente der

ganzen Bewegung u. in so fern die moralisch bedeutendste, weil sich die Italiener durch diesen Akt gewißermaßen u. bis zu einem gewißen Grade emanzipirt haben, nachdem sie sich in Folge der auswärtigen Hülfe schon zu sehr gewöhnt hatten, nach Außen u. wenig auf sich selbst u. ihre eigene Kraft zu sehen. Ihr Bewußtsein wird jetzt wachsen. Von der Größe u. Schönheit der letzten Tage könnt Ihr Euch in der That keinen Begriff machen; kein Volk der Erde ist im Stande sich in solchen Momenten so zu benehmen, wie sich das toskanische benommen; würdig, entschieden, warm u. immer liebenswürdig. Helf ihm Gott, es kann nicht anders als liebenswürdig sein. Die Nacht der Verkündigung — 15/16 — war ein Oratorium. Den Hymnus, den auf der Piazza del gran duca nach Mitternacht die Zehntausende anstimmten, darunter einige Tausend Knaben, werde ich nie vergeßen. Mich überlief ein Gruseln. Und dies in einer florentinischen Mitternacht u. vor dem Palazzo Vecchio, der Loggia u. den göttlichen Statuen, die höchst mystisch zuhörten u. sahen. Mein Cousin David sah in bengalischer Beleuchtung sehr gewaltig aus. An dem Tage waren wir alle Royalisten. Seit dem herrscht hier in allen Gemüthern eine Festlichkeit der Stimmung, als wäre jeder Einzelne in glücklichen Flitterwochen. Nur der beständige Gesang der „Italia", der „Croce di Savoya" u. der Garibaldi-Hymne geniren etwas; das ist noch schlimmer als der Sire de Framboise, obwohl man hier beßer singt: — Diese Vorgänge alle u. die Furcht, etwas zu versäumen, halten mich hier zurück, sonst würde ich dieser Tage wieder den Wanderstab ergreifen u. ins Innere wallen; wahrscheinlich thu ich es, sobald die National-Versammlung zusammenberufen u. aufgelöst ist. Dies aber muß ich sehen, denn es wird im Saale der Cinque-Centi geschehen, wo sich eine Zeremonie unter den alten Fresken u. in Gesellschaft M. Angelos, Bolognas etc. sehr schön ausnehmen muß. Dieser Saal nimmt die ganze Breite des Palazzo Vecchio ein. Es thut mir leid, daß ich das Alles nicht mit wenigstens Einem von Euch theilen

kann; ich genieße es ziemlich einsam. Mit den Italienern bin ich gut, aber es ist doch was Anderes. Sie suchen mich nur auf, um mich zu fragen: dunque cosa dice? Sie sind so froh, wenn man sie lobt und daß das Alles so schön vor den Fremden abläuft. Merkwürdige Kinder, nähmlich die Toskaner. In der Romagna ist es anders. Dort würde mir gegraut haben, wenn ich hier gerührt war. Auch in Parma u. Modena. — Der heutigen Solemnität im Dom wohnt der Erzbischof bei, der noch vor Kurzem eine so gespannte u. pikante Correspondenz mit Ricasoli hatte. Die Elastizität ist zu bewundern. Die Sache ist die: es wird den Bischöfen bange u. sie geben klein bei, da sie der niedere Klerus verläßt u. en masse im entscheidenden Moment, unmittelbar vor der Abstimmung, ins feindliche Lager desertirt. In einem solchen Moment entstanden wohl Presbyterialkirchen, und wo sich die Bischöfe noch rechtzeitig besannen, Episkopalkirchen. — Was mich persönlich betrifft, so mache ich, seit die An- und Aufregung begonnen, nicht viel .... Um eine Schule durchzumachen, habe ich in dieser letzten Zeit wieder mehr klassische Romane gelesen, u. ich kann Euch nicht sagen, wie ich vom Vicar of Wakefield entzückt war. Ich bitte Euch, leset ihn wieder einmal. Man lernt diese Bücher meist in der Jugend kennen u. hat eine unmotivirte Verehrung für sie; liest man sie aber mit dem spätern Bewußtsein, geht Einem erst ein entzückendes Licht auf. — Was u. wie habt Ihr mit Vogt gelebt? Ich schreibe fleißig für seine Zeitung. Unlängst ist mir eine große Dummheit geschehen. Einen Brief, den ich für sie geschrieben, u. darin ich weidlich auf Papst u. Klerisei schimpfte, steckte ich in das Couvert der Kölnischen, die sehr erstaunt gewesen u. sich über meine Taktlosigkeit gewundert haben wird. Ich habe auch heute wieder angefangen, für die Volkszeitung zu schreiben. Die Artikel in der Gartenlaube habe ich zu Gesicht bekommen u. nicht wieder erkannt. Sie sind um $^2/_3$ gekürzt u. schmählich entstellt u. verstümmelt, daß ich mich schäme. Wäre der Keil nicht sonst sehr liebenswürdig gegen mich, ich

hätte eine Erklärung losgelassen und zwar in Keilschrift ....
Nun lebet wohl! — Es ist Sonntag Nachmittags u. da mich die Revue nicht interessirt, fahre ich jetzt nach Prato. — Die Kanonen donnern zu meinem Lebet wohl!

51

An Ferdinand Hiller

Genf, d. 25. Juni 60

Lieber Freund!

Sie werden es mir verzeihen, daß ich mein Wort nicht gehalten u. die Correktur nicht vor meiner Hochzeit geschickt habe, wenn Sie die Aufregungen u. Beschäftigungen einer solchen Zeit bedenken. Doch ist es die erste Arbeit, die ich in meiner Ehe vorgenommen. Seit dem 14. Juni bin ich glücklicher Ehemann, sehr glücklicher, denn ich habe ein vortreffliches Weib bekommen, ich habe eine Wahl getroffen, die meinen praktischen Sinn sowohl als mein Herz ehrt. Hoffentlich sehen Sie sie bald, indem Sie mich besuchen; ich habe eine nette, einfache, doch elegante Häuslichkeit, in der es Ihnen gefallen wird. Die ersten acht Tage trieben wir uns auf dem See herum; seit drei Tagen sind wir zurück, heute gehen wir wieder auf einige Tage aufs Land, in die Pension des Schwiegerpapas, die leer ist, da die Zöglinge alle eine Schweizerreise machen .... Während meiner Trauung spielte der Musiklehrer der Pension auf der Orgel Melodien aus dem Saul, vorzugsweise: O wie schön und lieblich ist es. Gestern wurde Ihr Saul in Zoffingen aufgeführt, — was ich erst gestern erfuhr, sonst wäre ich hingereist. -- Leben Sie wohl! Tausend Grüße an Gattin u. ganzes Haus u. alle Freunde.

52

An Ludwig Walesrode

Genf, d. 26. Sept. 60

Mein lieber Freund!

Vor Allem eine Chria über die Freude, daß ich endlich am Schreibtisch sitze, um Ihnen zu schreiben. Obwohl ich es mit vollem Magen nach Tische thue u. in einer Spanne Zeit, die mir eine projektirte Fahrt mit Vogt, Schwiegervater, meiner Gattin u. dem lieben Besuche übrig läßt, u. obwohl ich par consequence nicht so gemüthlich mit Ihnen plaudern kann, als ich es wünsche, freue ich mich doch, daß ich Ihnen wenigstens wieder diese elenden Hieroglyphen unter die Nase schieben kann. Hoffentlich wird es Ihnen diese Nase abriechen, daß vom freundschaftlichen Dufte, trotz allem Schweigen, nicht das Geringste verschwunden ist. Wie beleidigend oft hat es Endrulat hören müßen, wenn nur Walesrode hier wäre! Dieser Ausruf bedeutet mehr als eine Einladung, so bald als möglich hierher zu kommen u. von meiner Häuslichkeit so viel als möglich einzuschlürfen. Ich hoffe, sie würde Ihnen behagen, u. Sie würden dann bald wieder kommen. Wie viele liebe Besuche habe ich diesen Sommer während des kurzen Bestehens meines homes empfangen u. wie viele gleichgiltige; da ist es doppelt unnatürlich, daß Sie nicht darunter waren, da Sie zu den lieben, sehr lieben gehören u. sich nicht von den gleichgiltigen hätten beschämen laßen sollen. Indeßen bin ich, abgesehen von der Freude, die mir Endrulat an u. für sich machte, froh, daß Einer aus Eurem Kreise da war, der mich in meiner neuen Welt gesehen u. Euch es erzählen kann. Ich fühle mich dadurch in neuer Verbindung mit denen, für die ich ein Herz habe. Ich denke dabei vorzugsweise an Sie u. Dröges. Sagen Sie der lieben Frau, daß ich meine Frau nach ihrem Ebenbilde zu gestalten suchen werde, wie der Mensch seine Götter u. daß ich wünsche, daß das Kind, auf das ich

Hoffnung habe, so werde, daß es mich auch mein Leben lang an die Familie der Uhlenhorst erinnere. Ja, lieber Freund, ich werde Vater u. das ist ein ganz eigenthümliches Gefühl. Ich sitze also definitiv fest auf der Erde. Es scheint, daß ich auch definitiv fest in Genf sitzen bleiben soll, denn es sind mir vom hiesigen Staate Vorlesungen — gut bezahlte — über die Litteratur an der hiesigen Akademie angeboten worden u. aus diesem Anfang wird sich eine solide Profeßorstelle herausbilden. So ist auch für das Brod gesorgt, das mir übrigens vorher keine Sorgen gemacht hat. Aber beßer ist beßer u. so denke ich wird mein Hausstand immer schöner. Die Grundlage, ein wahres, gutes Weib ist ja da. Leider ist diese in Folge des Segens in letzter Zeit ziemlich leidend u. habe ich sie nicht in ihrem vollen Glanze Endrulat zeigen können. Aber das sind so kleine Wolken u. zwar Wolken, durch die die Sonne noch schöner blickt ...

Nun aber durchwühlen Sie Endrulats Hosen-, Westen-, Rocktaschen, Reisesäcke u. Herzkammern u. nehmen Sie daraus alle die tausend Grüße, die ich ihm für Sie mitgebe. Darunter werden Sie auch den Auftrag finden, Sie um ein Porträt zu preßen, das ich in dem Freundschaftspantheon meiner Stube aufhänge. Gerne hätte ich Ihnen die Photographie meiner Frau geschickt, aber es existirt nicht Eine ähnliche von ihr, sie aber wünscht ein Bild von dem Manne, der so liebenswürdige Briefe schreibt. Ich habe ihr nähmlich alle Ihre Briefe von A—Z vorlesen müssen.

Leben Sie wohl u. glücklich.

53

An Ludwig Bamberger

Genf d. 7. Octob. 60

Dein gestriger Brief, lieber Freund, hat mich in eine Aufregung versetzt, die meiner Philosophie u. Kaltblütigkeit wenig Ehre macht. Zwar wußte ich schon von der Existenz eines infamen Artikels, da er auch hier kolportirt wird, (wahrscheinlich um mir u. Vogt eine zarte Aufmerksamkeit zu beweisen), aber es hieß, er sei von Fröbel u. das focht mich bei meiner Ansicht vom Fröbelschen Geisteszustande wenig an. Aber daß ein Mensch, der mit uns gelebt hat, der uns kennt, der bei seiner Phantasie- und Geisteslosigkeit selbst Fröbelischer verrückter Kombination u. Schwarzseherei nicht fähig ist, bei besserem Wißen dieser Frechheit, dieser Infamie fähig ist, — das ging über meine Vorstellung von infamer Möglichkeit im Kreise meiner Bekannten. Ich träumte die ganze Nacht bei offenen Augen von Fußtritten u. Ohrfeigen für Kollatschek;[1] aber der Schurke sitzt sicher hinter österreichischer Polizei. — . . . Der Kerl hat alles Geld, das ihm sein Schwiegervater schickte, um ihn nach Amerika los zu werden, an der Pariser Börse verspielt. Das war noch vor Eurer Pariser Zeit. Ihr habt ihn auch nicht als Tischdreher, Hutdreher, Geisterseher gesehen. Er stak bis über die Ohren in Geisterglauberei und unterhielt sich mit Emma Niendorf Stunden lang nur von Geisterkorrespondenzen. Damals war er komplet kretinisirt u. es begann jene Zeit, die sich durch Jahre fortsetzte, in der man vor seiner Langweiligkeit wie vor der Pest erschrak. Vor seiner Reise nach Amerika habe ich ihn, durch seine Langweiligkeit aufs Aeußerste gebracht, auf meiner Stube so behandelt, daß er nicht mehr zu mir kam u. ohne Abschied abreiste. — Was seine Angriffe auf meine Person betrifft, die mögen ihm hingehn. Was ich seit Ausbruch des Krieges in die Kölnische, in den Handelskourier, in die N. Frankfurter, was ich überhaupt geschrieben, deutet

auf eine Napoleonische Sympathie, die nur mit Cayenne oder Lambessa bezahlt werden kann. Erst vor Kurzem schrieb man mir aus Köln: Wir fürchten nur, daß Sie sich durch Ihre Artikel die Rückkehr nach Frankreich gänzlich abschneiden u. unmöglich machen. — Aber die Verleumdung im Allgemeinen! Unbegreiflich ist mir, daß Keil, der mit mir in Verbindung ist, u. mich respektiren muß, wohl wißend, daß ich zu Euch gehöre, eine solche Frage an Dich richten kann! Was soll man da erst vom Publikum erwarten? Darum ist es vielleicht doch nothwendig, eine Erklärung abzugeben, auf die Gefahr hin, den Schurken in seiner Absicht Skandal zu machen, u. seinen „Stimmen" aufzuhelfen, zu unterstützen. Die mir zugesandte Erklärung finde ich sehr gut; aber eine weitere Abfertigung und Demaskirung durch Oppenheim wird darum nicht überflüßig sein. Die demokratischen Studien aber dürfen durch eine Erwähnung der Infamie nicht verunreinigt werden. Diese gehören der Sache u. unsere persönlichen Angelegenheiten dürfen mit ihnen nichts zu thun haben u. umgekehrt. — Dein Brief kam, als eben Franz Duncker bei mir war; ich las ihm Alles vor. Er lachte; aber nicht alle Welt kennt uns u. Wenige haben die Erfahrung, um solche Manövers beurtheilen zu können. — Vogt wird schreiben u. das verlangte Blatt schicken. Hätte ich nur seine Art, solche Geschichten aufzunehmen. Der Mainzer Vogt ist nicht von seiner Familie. Addio! — Tausend Grüße von Bertha. Das arme Weib hat in Folge des Segens viel gelitten, seit zwei Tagen geht es beßer. — .... Lebet recht wohl u. laßet Euch alle Infamien nicht zu Herzen gehn. Ich bedaure nur Eines: daß ich auf Vieles gehört, was mir Kol. während meiner Krankheit hinterbracht hat. Hätte ich damals voraussetzen können, daß er ein solcher Schurke ist, es wäre Manches anders u. ich hätte in meinem Leben weniger Gift getrunken. Lebet wohl!

Addio! Und trotz Allem Evviva Garibaldi!

[1] Kolatschek, ein früherer Gesinnungsgenosse Bambergers und Hart-

manns, hatte es für besser gehalten, sich mit der österreichischen Regierung zu versöhnen und sein Journal „Stimmen der Zeit" ihr zur Verfügung zu stellen. Hier griff er die „Demokratischen Studien" und darin besonders Bamberger und Hartmann aufs heftigste an. Bamberger erwiderte ihm scharf in der „National-Zeitung".

54

An Ludwig Walesrode

Genf, d. 19. November 60.

Mein lieber, alter Freund!

Wenn Sie mich jetzt wiedersähen, Sie würden mich schwerlich erkennen; seit vier Wochen bin ich ein scheußlicher Gelehrter u. seit vierzehn Tagen bin ich der allerprofeßorlichste Profeßor geworden, ein Ideal jener Profeßoren, die ich in der Paulskirche verhöhnt habe.... Es hat sich hier für meine Vorlesungen eine so große Theilnahme geoffenbart, so viele höchstgebildete Leute ließen sich einschreiben, daß mir Nothwendigkeit wie gestachelter Ehrgeiz geboten, mich aufs Möglichste zusammenzunehmen u. anzustrengen. Ich sah ein, daß ich diesem Publikum kein second hand-Wißen bieten durfte — u. ich fing furchtbar zu ochsen an. Bei der Ausdehnung meiner Vorlesungen wird dieses Ochsen wohl erst mit Beendigung des Cursus ein Ende haben; ich werde während dieser Zeit wenig oder nichts Anderes machen können; aber am Ende werde ich um eine ganze Provinz des Wißens reicher, u. vielleicht für immer angestellter Profeßor, d. i. halbsorgenloser Hausvater sein.... Mein gutes Weib grüßt Sie herzlichst. Der arme Kerl leidet fortwährend in Folge seines Segens u. ärgert sich dabei über mich, daß ich mich mehr mit meinen Vorlesungen, mit Walther v. d. Vogelweide u. Wolfram als mit ihr beschäftige. Heute morgen erst habe ich ihr eine lange Predigt über die Bestimmung des Mannes, seine Beschäftigung etc. etc. gehalten; sie sah das

Alles ein, es wäre ihr aber doch lieber, wenn ich nicht Profeßor wäre. Man hat sich gewaltig zu sträuben, um von einem jungen Weibe nicht ganz absorbirt zu werden, u. doch könnte man im Grunde nichts Beßeres thun, als sich absorbiren zu laßen. Gestern Abends besprachen wir eine abentheuerliche Fahrt, die wir gewiß ausführen würden, wenn Bertha nicht guter Hoffnung wäre; wir würden nach Caprera gehn u. dort überwintern. Es muß sehr hübsch sein, mit Cincinatus Kartoffel zu eßen .... Addio, lieber Freund. Bitte sehrest mir bald zu schreiben; ich bin vielleicht ein nachläßiger Antworter, aber ein sehr dankbarer Freund. Das werde ich Ihnen mündlich ausdrücken, wenn Sie uns nächsten Sommer besuchen. Auf diesen Besuch wird gerechnet, gehofft, gebaut u. sich sehr gefreut. Die Genfer-Seebäder werden Ihnen so gut thun wie Cuxhaven, noch beßer die Rhonebäder. Außerdem werden Sie dann zum Onkel meiner Tochter ernannt.

55

An Ludwig Bamberger

Genf d. 6. December 60

Meine lieben Freunde!

Ich bin in Châtelaine, wo der Geburtstag der Schwiegermutter gefeiert wird. Einem Schwiegersohn bleibt bei einer solchen Gelegenheit viel Zeit und Gemüthsruhe übrig und diese will ich in ländlicher Muße benützen, um mit Euch zu plaudern. Eigentlich aber habe ich Euch nichts zu sagen. Mein Leben verfließt so gleichartig, daß derselbe Brief vier Wochen früher oder später datirt sein könnte, ohne seine wahre Farbe zu verändern. Das Neueste von mir würde nur immer so lauten: ich bin jetzt bei des Pfaffen Lambrecht Alexanderlied oder: ich bin jetzt beim Parzival und habe gestern eine höchst geistreiche Parallele zwischen diesem und dem Faust gezogen etc. .... Mit

der Feder kann ich nicht viel verdienen; die Vorlesungen nehmen mir die meiste Zeit und was diese einbringen, (1500 Frcs) wird erst Ende März vom Staate bezahlt. Doch bedauere ich das nicht. Wenn die Profeßur fix wird, kann sie mir bis 3000 einbringen und die Arbeit, einmahl gemacht, wird in Zukunft geringer sein. — Im Grunde hat mir seit lange nichts so reellen Genuß verschafft, wie diese Vorlesungen. Nicht die Wirkung ist es, oder das sympathische Publikum, das ich mir geschaffen, sondern die beständige Beschäftigung des Gedankens, die mich ganz einnimmt und so erfaßt, wie wenn ich mitten in einer literarischen Arbeit stecke. Für einen Vortrag, besonders einen Vortrag ohne Buch und Noten, wie meiner ist, muß man sich die Sache sehr klären; zu diesem Zwecke ganz durchdringen, und kommt man da, wie ich nicht zweifle, auf Falsches, so ist es doch Eigenes. Man hat und macht Gedanken. Abgesehen davon lerne ich viel. Sieht man die Dinge so in der Nähe an, muß man auch das Einzelne studiren, (und nicht nur das Hervorragende) um zu motiviren und einen Zusammenhang, eine fortwährende Genesis herzustellen, dann sieht man bei einer Literaturgeschichte bis ins innerste Herz der Zeiten und eines Volkes. Ich lerne bei dieser Gelegenheit vorzugsweise Geschichte und die fertige Abstraktion der Geschichte, wie man sie aus allen Königreichen und Haupt- und Staatsaktionen nicht lernen kann. Wie viele Tugenden, wie viele Mängel habe ich an den Deutschen entdeckt, von denen ich bis jetzt nichts gewußt habe. Bei der Gelegenheit will ich einer Reparation „einer Rettung“ nicht vergeßen. Wie ich jetzt die Gedichte selber und dabei verschiedene Literaturgeschichten lese, sehe ich daß Gervinus vor Allem nicht nur der gelehrteste, gewißenhafteste, sondern der wahrste und aufrichtigste ist, seine natürliche Beschränktheit abgerechnet; alle Anderen sind neben ihm deutschthümelnder, affektirter Humbug. Er ist kein verlogener Christgermane, wie z. B. Vilmar oder Barthel, welcher letztere, jetzt todt, vor einigen Jahren in Norddeutschland ein gewisses Aufsehen machte. ....

56

An Ludwig Bamberger

Genf d. 3. Februar 61

Motto: Ei, das ist nicht schön, ein solches Benehmen
Schmerzt einen jeden Biedermann sehr.
Biedermann, Bassermann,
Bassermann, Biedermann,
Wiedemann sehr!

Altes Lied

Also, weil ich Euch nicht schreibe, schreibt Ihr wieder nicht? Das ist gar nicht christlich, Ihr Juden! Habt Ihr mir nichts zu sagen? ist es nicht genug: Wir befinden uns wohl? Et vous? — Merci, pas mal! Aber länger geht das nicht so, Ihr müßt endlich. — Uns, wie gesagt, pas mal, trotz manchem Familienjammer .... Ich halte Vorlesungen, habe zwei Novellen geschrieben u. heute den zweiten u. letzten Theil meines Beitrages für die Demokratischen Studien abgeschickt: Bruchstück revolutionärer Erinnerungen: 1. Prager März u. Apriltage, die viel in Deutschland Unbekanntes erzählen, was durch die neuen Regungen in Böhmen neues Intereße bekommt. 2. Frankfurter Septembertage. 3. Wiener Octobertage. Das Ganze wird räumlich mehr ausmachen, als mein vorjähriger Aufsatz, ich habe darum mit der Einnahme Wiens geschloßen u. spare mir Blums Schicksal, meine Flucht u. endlich, was in den Ziklus gehört, die Pariser Decembertage für die Zukunft auf .... In einigen Tagen kommt Klapka zurück. Wir werden von ihm Wunderbares zu hören bekommen. In der Wallachei war er von Mördern umgeben, meist österr. Gensdarmen; an ihrer Spitze stand als leitender Geist ein gewisser Herr v. Kammerlohe aus Baiern, eine Canaille, die ich in Konstantinopel ganz gut kannte. Flüchtling u. seit Jahren österr. Agent. Dieser Mann ist „in der Donau verunglückt" u. Klapka kehrt mit heiler Haut hierher zurück. Nun bin ich auf die Details begierig. Das Allgemeine, das ich hier mittheile, ist gewiß. — Apro-

posl seit Mittwoch bin ich Genfer und Schweizer Bürger, durch Beschluß des großen Rathes, doch ist mir offiziell noch nichts mitgetheilt u. habe ich der Republik noch nicht meinen Eid geleistet. Wenn Ihr mich also nächsten Sommer besucht, werde ich Euch in einem gefütterten Chez moi empfangen. Auch Walesrode hat versprochen zu kommen; so könnten wir ein großes, schönes Rendez-vous feiern u. gleich den 3. Jahrgang zusammen fertig machen. Selbst wenn ich einen Sommerkurs gebe, was nicht wahrscheinlich ist, bin ich Anfangs Juli fertig u. frei. Wir werden dann eine Stube mehr in unserer Wohnung haben u. das Kindergeschrei wird Euch nicht geniren. — Lebet wohl! Gattin, ein Wort!!! Schändlich! — Ade! ich muß zu Hans Sachs, den ich morgen mißhandle u. von dessen Leben ich scheußlich wenig weiß. Grüße an alle Freunde.

57

An Ludwig Bamberger

Genf d. 28. März 1861

Motto: Schon die Alten kannten sie...

Gestern stand ich auf u. sagte zu meiner Gattin: Ich habe heute Nacht an Bamberger geschrieben u. erinnere mich ganz genau, wie der Brief angefangen hat. Ich schrieb: Lieber Freund! Nun was waren Deine vierzehn Tage auf dem Lande? Waren sie „Voltaires Ferien"? oder „les vacances de Mons. Pandolphe" oder „Van Dyks Landleben"? — Das ist ein guter Anfang, sagte die Gattin u. könntest ihm wirklich wieder einmal schreiben, so anfangen u. ihn fragen, wo u. wie er seine Ferien verbracht u. wie er sich jetzt befinde. — So gehe ich denn, wie ein Grieche nach einem Traumgesicht u. wie ein alter Germane nach dem Rathe einer inspirirten Velleda an die Unternehmung u. schreibe:

Lieber Freund!

Nun was waren deine vierzehn Tage auf dem Lande? Waren sie „Voltaires Ferien?“ oder „les vacances de Mons. Pandolphe?“ oder „Van Dyks Landleben?“ Wo u. wie hast Du Deine Ferien zugebracht u. wie befindest Du Dich jetzt? — Ich pas mal, aber die Gattin ist beständig, beständig unwohl .... Wo ist Deine Gattin? Ist sie nach Deutschland gegangen? — Auch von Szarvady höre ich nichts u. wie es seinem Weibe geht. Die Fürstin ist eine treuere Korrespondentin als Ihr; sie hat freilich weniger zu thun. In ihrem letzten Briefe hat sie mir eine Menge schöner Sachen von Catherine für mein Kind, als Häubchen, Leibchen etc. angekündigt. Catherine schreibt mir aus Petersburg sehr intereßante Briefe u. mit einer schrecklichen Keckheit u. Offenheit über den Hof, in kaum zugeklebten Enveloppes, so daß ich sie bitten will, weniger wahr u. intereßant zu sein. — Vorgestern fand hier ein Attentat auf Fazy[1] statt, u. zwar am hellen Tage u. auf dem Pont des Bergues, von einem Lumpen. Fazy muß wirklich ein gründlicher Demokrat sein, wenn er nicht endlich müde wird u. bei den fortwährenden Anfeindungen u. Verdrießlichkeiten dem Genfer Volke, dem unliebenswürdigsten von der Welt, nicht die ganze Geschichte vor die Füße wirft, um sich auf sein schönes Landhaus zurückzuziehen, wo er als ein Beatus ille leben könnte, während er so gezwungen ist, eine Parthei aufrecht zu erhalten, die roh, undankbar, unverständig und vor Allem höchst arm an Talenten ist. — Vogt habe ich in letzter Zeit wenig gesehen. Seine Politik ist nicht die meine; sie ist mir zu politisch. Wenn ich auch einsehe, daß ein gewisser Mons. manches Gute schafft, während er nur das Böse will, so kann ich doch nicht Allem u. Jedem u. gegen die ganze Welt für ihn Parthei ergreifen. Und wenn auch den Deutschen eine Züchtigung vielleicht gut ist, so kann ich mich doch nicht darauf freuen, daß diese Züchtigung kommen soll u. zwar von Ihm. Bei all den Regungen in der

ganzen Welt ist es mir doch verdammt traurig zu Muthe. Von Democratie ist doch eigentlich nirgends die Rede: höchstens erbärmlicher Constitutionalismus, in den sich überall mit Leichtigkeit der Imperialismus als faux frère der Freiheit infiltrirt. — Aber, füge ich als Philister u. Ehemann hinzu, — wäre nur mein Weib gesund!

[1] James Fazy, der schweizerische Staatsmann, der lange Zeit die Politik Genfs beherrschte. Er war ein Gegner der kantonalen Politik der Schweiz und ein Anhänger Louis Napoleons, aber die Tyrannei, die er ausübte, hatte zur Folge, daß die Zahl seiner Gegner trotz seiner anerkannten Verdienste um die Entwicklung der Stadt ständig zunahm und er nicht mehr in den Staatsrat gewählt wurde. Er starb 1878.

58

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Genf den 13. November 61

Meine liebe Fürstin!

Vivat! Hoch! zum Geburtstag. Sie gehören ja zu den Frauen, denen man auch jenseits der 40 noch gratuliren darf und das ist besonders deshalb schön von Ihnen, weil es den Freunden Freude macht, Ihnen alles Glück zu wünschen und weil man damit einen Kalender hat, an dem man nachzählen kann, wie lange man sich schon Ihrer Freundschaft erfreut. Bei dieser Gelegenheit wünsche ich mir, daß mir dieser Kalender noch in Ihrem 70. Jahre erfreuliche Auskunft gebe. Wie schön, wenn ich mich dann vor mir selber Ihrer fünfunddreißigjährigen Freundschaft rühmen kann. Geschenkt bekommen Sie dieses Mal nichts, weil Sie die Kragen treulos verlaßen und Ihre Neigung den Cravatten zugewendet haben. Nun hätte Bertha wohl noch manchen hübschen Kragen, aber von hübschen Kravatten ist in Genf nicht die Rede, wie wir uns gestern in zehn Magazinen überzeugen konnten. Darum

schicken wir lieber nichts, als daß wir etwas schicken wollten, was von unserem Geschmacke schlechtes Zeugniß gäbe. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Sie Ihres Lieblings Mendelssohns Reisebriefe bereits besitzen und gelesen haben, würde ich Ihnen diese mit Vergnügen schicken. Es ist das ein herrliches Buch, seit lange hat mich keines so erbaut. Es ist ein Blick in eine junge ernste Künstlerseele und welcher Blick kann schöner sein? Da ist die Aussicht vom Righi, von der Superga, da ist die Aussicht in die ganze Natur nichts gegen einen solchen Blick in eine solche Menschenseele. — Als Deutscher lese ich solche Bücher mit doppeltem Stolze. Man drucke die Briefe z. B. eines Auber, aus seinem 22. Jahre, er spreche sich darin über seine Zwecke aus und man vergleiche dann diesen Franzosen mit diesem Deutschen. Freilich war Mendelssohn auch zugleich Jude. Und was hatte dieser 22 jährige Mensch schon Alles geschaffen, so viele seiner schönsten Symphonien und Chöre, die Walpurgisnacht, die Hebriden, die Ouverture zum Sommer-Nachtstraum, die Lieder ohne Worte etc. etc. Ist das bei dem vollendeten Charakter dieser Werke nur begreiflich? — Bitte, veranlaßen Sie auch Catherine diese Briefe zu lesen .... Uns geht es wohl; Bertha ist brav und stolz auf Ihren Brief, in dem Sie sagen, daß mich die Ehe besser gemacht hat. Sie hält mir das oft vor und ich dulde es, weil ich selbst glaube, daß es wahr ist. Mein Junge ist die Blüthe selbst, der Ueberfluß des Lebens und wird von Tag zu Tage liebenswürdiger und hübscher. Er hat ein Paar so treuer und guter Augen, daß es eine Freude ist, darin zu sehen — und daß ich mit dieser Beschäftigung viel Zeit verliere. Addio! Noch einmal die herzlichsten Wünsche, die, wie die Valisneria aus dem Grunde des Ganges, aus dem Grunde meines Herzens hervorwachsen — und wie diese mit den Fluthen, mit meinen Tagen fortschwimmen, bis ans Ende.

An Ludwig Bamberger

Genf, Weihnachten 61

Meine lieben Alten!

Ich erinnere mich so gut, wie ich mich heute zwei Jahre als einsam Irrender in der ungemüthlichen Gaststube in Pisa hinsetzte, und mir zu Weihnachten bescheerte, indem ich Euch schrieb. Warum soll ich mir heute nicht dieselbe Bescheerung gönnen? Zwar hat sich seitdem viel geändert, werde ich jetzt mit Geschenken überhäuft u. bin ich nicht mehr der Unmensch, der Unbehauste, aber Euch gegenüber hat sich nichts geändert. Etwas von den Freuden der damaligen Zeit, da ich in der Tat eine Fülle von Eindrücken empfing, möchte ich zwar manchmal wieder zurück wünschen, aber war es damals die Kunst, so ist es jetzt die Natur, die mich beglückt. Mein Junge z. B. ist mir lieber als der Dom von Pisa, der Campo santo u. Andrea del Sarto u. wenn mir damals der Anblick der Architektur neue Aufschlüße über Geschichte gab, so lerne ich jetzt ungeheuer viel von den Geheimnißen des alltäglichen Lebens u. ein gutes Weib, das im Geheimen für mich arbeitet, ist mir so lieb und lieber als Wilhelm v. Innsbruck, der mir den schiefen Thurm gebaut hat; ebenfalls ohne mein Wissen, um mich nach sechs hundert Jahren zu überraschen. — Wie schön wäre es gewesen, wenn Ihr mich mit einem Briefe bescheert hättet! Hélas aber, Ihr rechnet u. bedenket nicht, daß Ihr aus Eurem ewig neuen Leben mir jeden Tag schreiben könntet u. daß es bei mir u. bei der Stille des Daseins gleichgiltig ist, ob ich Euch sechs Wochen früher oder später schreibe. Die Chronologie hat bei mir aufgehört, denn ich habe keine Geschichte: ein Tag gleicht dem anderen, wie bei unhistorischen Stämmen. Nur die stille Arbeit bringt einige Abwechslung. ....

Wo bleibt das Porträt der theuren Gattin? Die Hälfte eines Doppelrahmens klafft ihm sehnsüchtig entgegen. Was hört Ihr von O.? Ich sehe nicht einmal seine Revue, da er mit Sendung derselben nicht fortfuhr. Uebrigens meine ich, daß, wenn es mit dem lieben Wilhelm so fortgeht, es nicht lange mit der Revue gehn wird. Was sagt Ihr zu diesen Geschichten? Hat die Welt etwas der Art schon erlebt? Ich, der ich sonst nicht im Stande bin, die Angelegenheiten Deutschlands von der Höhe des Humors zu betrachten, muß jetzt doch lachen über das Gesicht dieses Deutschlands, das seinen Wilhelm so enttäuscht ansieht. Welch ein dummes Gesicht! Weißt Du, was Du schreiben solltest? Eine Geschichte des Vertrauens von 1848 bis auf unsere Tage. — Wenn übrigens Deutschland dumm war, so glaube ich doch auch, daß Wilhelm ebenfalls an einer Gehirnerweichung zu leiden anfängt u. das wird sich, denke ich, bald klarer zeigen. Leset Ihr aber auch deutsche Zeitungen? Die müßt Ihr lesen, sonst habt Ihr keinen rechten Begriff von diesen Vorgängen u. von den Redeübungen des Vertrauenskönigs. Es ist ein Faktum, daß er in Letzlingen, oder wie das Nest heißt, g e w e i n t hat über die Wahlen. — Was mich betrifft, so demonstrire ich mir aus all dem für den Frühling einen Krieg am Rhein heraus. Braucht L[ouis] N[apoléon] einen besseren Brückenbauer, als dieser Wilh. abgiebt? ....

Seid glücklich. Denkt in der Sylvesternacht des Abwesenden, wie ich Euer gedenken werde. Mein Weib grüßt ungemein sehr. Ich segne Euch.

60

An Ferdinand Hiller

Genf d. 11. März 1863

Mein lieber Freund!

Sie haben den faire-part erhalten und werden sich selbst gesagt haben, was ich in dieser Zeit durchzumachen hatte. Meine arme Schwiegermutter hat an fünf Wochen mit dem Tode gerungen u. mein armes Weib, das sich kaum erholt hatte, warf der Anblick dieses Leidens aufs Neue aufs Krankenbett. Sie erhob sich nur, um noch die letzten zwei Tage bei ihrer Mutter zu sein. Noch ist sie sehr herunter; das ganze Haus ist in tiefe Trauer getaucht; ich sehe nichts als traurige, verstörte Gesichter u. höre nichts als Seufzen u. Weinen. Wer weiß, wie lange noch diese Nachwirkungen dauern werden! Nun sagen Sie sich selbst, lieber Freund, in welcher Stimmung ich bin, welche schaurige, niederdrückende Atmosphäre ich athme. Ich habe wohl nie eine Zeit durchgemacht, wie die letzten drei Monathe, da kam Unglück auf Unglück und um diese Schreckhörner u. finsteren Aarhörner gruppirte sich noch ein ganzes Oberland von höheren u. niedrigeren Verdrießlichkeiten u. Malheurs u. Mißhelligkeiten. Hoffentlich wird jetzt wie über das Grab auch über diese Zeit Gras wachsen; aber die Familie ist darnach, um sich bald zu trösten oder mit einem kräftigen Ruck sich aus düsteren Tiefen herauszuarbeiten. Mein Trost und meine Freude ist das Kind, das, den Göttern Dank, sich unaufhaltsam u. immer schöner entfaltet; ein Staatskerl, wenn es je einen gegeben. — Heute Morgen versuchte ich es, mich aus der Trübniß, wie am Rosenzweige, herauszuheben, indem ich wieder an die Arbeit ging u. zwar an die Oper. Es ging langsam, aber ich hoffe in Zug zu kommen .... Was die Sympathie der Frau Lessing betrifft, so wird diese sehr erwidert. Wie sehr hat

mir dieses ganze Haus behagt: dieser Vater, diese Mutter, diese Tochter — eine prächtige Trias harmonica in ihrer Verschiedenheit. Ich wünsche mir in Deutschland keinen beßeren u. schöneren Umgang u. das danke mir der Teufel. Der Wunsch mit solchen Menschen zu leben, eine solche Familie für mich und meine Frau zu haben, ist es ja eben, was mich so mächtig nach Deutschland zieht. Ich habe in fremden Ländern viele liebe Menschen kennen u. lieben gelernt, aber eine gewiße Art, das genus Lessing, gedeiht doch vorzugsweise in Deutschland u. ich bin jetzt in dem Alter, in dem man das Wesen, Solide schätzt u. liebt. Wenn ich erst wieder heiter im Gemüth bin, setze ich mich eines Tages hin u. schreibe der Frau Lessing. So eine Verbündung knüpfe ich, in gewiße Gesellschaft gehe ich nur mit heiterem Gemüth wie die Griechen in den Tempel. Trauer ist Tempelschändung .... Nun gute Nacht! Schlafen Sie wohl!

61

An Berthold Auerbach

Stuttgt., Rothe Bühlstr. 95 8. März 864

Lieber Freund!

Deine Zeilen haben mich aus meiner Unthätigkeit herausstrompetet u. mich erschreckt, daß der Termin für die versprochene Novelle so nahe sei. Ich war lange Zeit sehr krank u. sehr besorgt; während dem ist mein Gehirn eingetrocknet wie ein ungebrauchtes Tintenfaß. Es war mir schwer, wieder an die Arbeit zu gehen — und zwei Novellen habe ich bereits für Dich angefangen u. wieder verworfen. Sie wurden weder für zweckmäßig noch für würdig befunden. Nun habe ich wieder einen Stoff, aber ich muß ihn erst ausbrüten .... Uns geht es gut u. ich bin froh, in Schwaben zu sein, obwohl die Zu-

stände hier jämmerlich sind, freilich nicht so jämmerlich wie bei Euch. Bevor Du diese Zeilen erhältst, ist Dein König vielleicht zu seinen Vätern versammelt, denn er ist sehr krank. Wir wollen sehen, wie es uns unter der Landesmütterlichkeit der Olga gehen wird. — Hackländer, der arme Kerl, erblindet auf einem Auge u. ist doch weder ein Hannibal, Žižka noch Camoens .... Ade, grüße mir Deine Frau u. wenn sie nach Wien schreibt, soll sie mich doch Heinrich[1] in Erinnerung bringen.

Lebe wohl.

Poststr. d. 10. März

Ich öffne noch einmal den Brief, um Dir zu sagen — noch im Vertrauen — daß ich höchst wahrscheinlich die Redaktion der Freya übernehmen u. sie in vielfacher Beziehung verändern werde. Sie hat jetzt an 15000 Abonnenten u. kann noch viel weiter gehen. Ich fordere Dich hiermit feierlichst zur Mitarbeiterschaft auf, sei's indeßen nur eine ganz kurze Geschichte, wie übrigens kurze für eine Monatsschrift am paßendsten sind; oder sei's auch was Anderes. Du wirst nichts dagegen haben, daß Du von jetzt an unter den Mitarbeitern paradirst. — Mit meinem Namen als Redakteur werde ich auftreten, sobald die bereits angenommenen Manuskripte abgelaufen sein werden. Daß ich Dich so gut bezahlen werde, als es der Zeitschrift menschenmöglich ist, das ist so klar wie der Sonne Klarheit. — So wird in unserer Zeit am Ende aus jedem Menschen ein Redakteur! — Es wundert mich, daß ich es nicht längst bin, denn seitdem ich in Deutschland bin, wurden mir bereits an 4 oder 5 solche Condottierenstellen angebothen. Mit all dem ist nicht gesagt, daß ich nicht etwas Selbständiges nach meinem eigenen Plane anfange; aber dazu muß ich erst ganz gesund sein.

Lebe wohl.

[1] Heinrich Landesmann (Hieronymus Lorm).

62

An Paul Heyse

Stuttgart, d. 15. April 64

Sehr lieber Heyse!

Soeben kommen Ihre freundlichen Zeilen und ich beeile mich mein Vergehen so langen Schweigens gut zu machen, indem ich sie sofort beantworte. Mein Schweigen hat neben der kleinen Entschuldigung, daß ich Sie in Wien glaubte, die wichtigere, daß seit Ankunft ihrer letzten Sendung mein armes Kind eine lebensgefährliche Krankheit, das Scharlachfieber, durchgemacht u. ich indeßen meine Tage zwischen Leben u. Tod, in Verzagtheit u. Verzweiflung verbrachte. Nun ist, den Göttern Dank, alles wieder gut u. ich athme wieder u. freue mich wieder, Menschen, die mir lieb sind, wenn auch nur kleine Dienste leisten zu können. Ich glaube Ihnen einen solchen zu leisten, indem ich Ihnen sage, sich mit dem Comte Eugène de Laclay ja nicht einzulaßen. Ich kenne ihn ganz gut. Er ist ein lumpiger Hidalgo, ein Schmarotzer, der seinen gedruckten Stammbaum in der Tasche trägt, auf dem er als Eugène IV. figurirt. Er selbst kennt nicht eine einzige fremde Sprache, es ist seine Frau, eine Halb-Russin, die seit einigen Jahren von der Bonne ihres Kindes etwas deutsch gelernt. Sie übersetzt ihm vor u. er bringt es in sein Französisch eines Unterliteraten. Ich selber bin Schuld daran, daß dieser pauvre frère an Sie kommt, denn ich habe vor 2 oder 3 Jahren Ihre Novellen in den aristokratischen, sehr gebildeten Kreis geworfen, in dem sich Eugen IV. als Schmarotzer u. armer Adeliger herumtreibt u. den man duldet aus Mitleid mit seiner Frau, weil diese nicht zu leben hat u. von Eugen IV. mißhandelt wird. Lassen Sie den Kerl laufen. Mein Rath wäre folgender: Wenden Sie sich direkt an Mlle. Karr, die Tochter von Alf. Karr; die würde Sie vortrefflich übersetzen. Sie ist ge-

wißenhaft u. schreibt einen guten Stil; nur müßen Sie es zur Bedingung machen, daß sie treu übersetze, d. i. nichts hinzu, nichts abthut, denn sie liebt es, als gräulich ultramontane Jungfer allerlei Kapuzinaden u. Naivitäten einzuschmuggeln. So that sie bei meinen Mährchen, die sie übrigens, ebenso wie meine Novellen, vortrefflich übersetzt hat .... Und nun Ihre Novelle für die Freya? Herr je! Unglücklicher, predigt man solche Neue in München? Dann will ich morgen mein hiesiges Zelt abbrechen u. dahin übersiedeln. Die Novelle ist prächtig in ihren Motiven; sie hat mich im höchsten Grade interessirt, — aber die Freya hat Töchter u. Deutschland ist tugendhaft, tugendhaft, höchst tugendhaft! Bei der Gelegenheit fühlte ich es wieder, wie unsere ganze Litteratur familienhaft verflacht u. wie wir nicht ein einziges Organ oder Blatt haben, in welchem Schriftsteller wie z. B. Balzac, Merimée, G. Sand, Alfred de Musset heranwachsen oder heimisch werden könnten. Alles fein bürgerlich, glatt, Unterhaltungen am häuslichen Herde. Ich habe längst die Idee, etwas Weiteres, Freieres zu schaffen, aber wo einen Buchhändler für dergleichen zu finden? — Ihre Novelle hat bereits Keil in Händen. Er wird sie auch nicht drucken; ich prophezeie es Ihnen. — Mit all dem aber, lieber Heyse, bleibt es doch dabei, daß Sie mir eine Novelle für die Freya schreiben, wenn ich die Redaction übernehme. Das erste Heft des nächsten Jahrgangs wird schon im September ausgegeben; ich müßte sie also schon im August haben. Wollen Sie? Ich bitte sehr. Ich verlasse mich auf Sie u. möchte meinen Regierungsantritt mit Ihnen feiern, daß man doch gleich sehe, wie, u. wo? u. wer? .... Wenn Sie nach Wien gehen, grüßen Sie mir Laube u. stellen Sie sich der Frau Josephine von Wertheimstein vor. Sie werden die liebenswürdigste Frau u. Natur mehrerer Jahrhunderte u. Welttheile mit den liebenswürdigsten Kindern kennen lernen. Sie brauchen nur Ihren Nahmen u. als Vorwand einen Gruß von mir. Gehen Sie doch ja hin, die Bekanntschaft dieser

Frau ist ein Schatz und Schönheitsvorrath für alle Zukunft. — Mir geht es ziemlich gut. Meine Krankheit[1] ruht, wie der Wolf in der Höhle, kann aber jeden Augenblick wieder hervorkommen. Ich mache mir keine Illusionen, ich trage etwas Lebensgefährliches in mir — aber ich hoffe es noch lange zu tragen, u. wenn es mir nur körperlich in erträglicher Ruhe läßt, will ich mich psychisch nicht so leicht unterkriegen lassen. Ich habe wieder zu arbeiten angefangen u. das ist die beste Flucht vor sich selber. Kann ich meinen Jungen nur bis in sein 15. Jahr begleiten u. bis dahin die Witwe vor künftigem Mangel schützen, bin ich mehr als zufrieden. Aber das, wie Alles, liegt in der Hand der Moiren. Seien Sie glücklich u. in Wien lustig.

[1] Hartmann litt an einem schweren Abszeß im Unterleib, der ihn monatelang quälte und angestrengte Arbeit unmöglich machte.

63

An Berthold Auerbach

Stuttgt., d. 21. Septemb. 64

Lieber Freund!

Das Geld für die Rheingrenze richtig u. mit Dank erhalten; es ist doch schön, sich so gegenseitig zu ernähren. Im Laufe des Winters werde ich eine gute Woche beim Zipfel faßen, um für 1866 etwas recht Schönes zu schreiben .... Ich will in der Freya Deine Biographie samt Porträt, vielleicht in Kupfer gestochen, bringen. Du mußt mich aber in diesem edlen Vorhaben unterstützen, ein hübsches Bild schicken u. dazu ausführliche u. schöne biographische Notizen; etwas Neues, was man, als von Dir kommend unter Deinem Namen geben könnte. Du solltest uns überhaupt einmal etwas

Schönes, Kleines geben, für Geld u. gute Worte. — Deinen Roman in der N. Fr. Presse habe ich noch nicht gesehen, er ist mir aber für die nächste Zeit versprochen. — Wenn Du im Winter hierher kommst, bist Du unser Gast u. steigst bei uns ab; das versteht sich von selbst, Du hast ja schon in Leipzig bei mir gewohnt, Du bist hoffentlich seitdem kein größerer Herr geworden, trotz dem Annenorden, ich hingegen habe seitdem eine Hausfrau genommen, die sich als Wirthin schon mehrere Male bewährt hat. Ade, lebwohl u. herzlichen Gruß an Deine Frau.

64

An Ludwig Walesrode

Stuttgart Sonntag, d. 6? August 1865

Mein lieber Alter!

Aus einem Meer von Leiden tauche ich auf, um Ihnen endlich zu schreiben. Mein guter Hinze, nachdem er sich einige Zeit viel besser befunden, ist seit zwei Wochen wieder schlimmer — u. dazu wurde mir vor ungefähr drei Wochen meine Frau krank, an einem einfachen Zahngeschwür, das aber so riesige Dimensionen annahm, daß es sehr schlimm wurde. Gestern erst konnte sie von dem ruchlosen Zahne befreit werden u. nun wird es hoffentlich von dieser Seite wenigstens besser gehen. Ich bin mit ihr für einen Tag in der Stadt, kehre aber wieder auf die Solitüde zurück, da diese dem Kinde wenigstens zu Anfang gut gethan u. bleibe dort, so lange es das Wetter erlaubt. Sie aber, lieber Freund, sollen doch kommen, wann es Ihnen gefällt .... Sehr beklage ich es, daß ich Ihnen meinen Hinz, meinen Stolz, nicht in seiner Pracht u. Blüthe zeigen kann, sondern elend, traurig, leidend. Dafür werden Sie eine treffliche Frau in ihren Tugenden leuchten sehen ....

So viel in Eile. Nur Eines wollte ich sagen: Kommen Sie! Kommen Sie!

65

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 13. Sept. [1865]

Mein lieber Freund!

Ich muß Dir schreiben, weil ich denke, daß mir dann etwas leichter zu Muthe sein wird. Gestern Abend in der Dämmerung haben wir ihn begraben; wir haben ihn allein hinaus gebracht. Schon haben wir eine Nacht ohne ihn zugebracht. Ach, mein lieber Freund, wie weh ist mir; das schönste Stück meines Daseins ist begraben u. ich werde mich nie trösten. Und meine arme Bertha! Wir waren ja nicht ein, zwei, drei Leben, wir waren ein einziges Leben u. diese Lücke wird nicht auszufüllen sein. Die gute Katherine war herbeigeeilt u. es war das noch ein Trost, denn nächst Dir, ist sie es, bei der ich mich am besten ausklage. Es ist aus. Das Beste liegt hinter uns u. unendliches Glück, Liebe, Hoffnung sind begraben. Lebe wohl. Ich kann nicht weiter schreiben.

66

An Paul Heyse

Stuttgart, d. 13. Sept. 65

Lieber Freund!

Ich habe geschwiegen, weil der Mensch in seiner Qual verstummt. Seit Monaten saß ich am Krankenbette meines Kindes u. ich sah nichts mehr als seine Leiden u. das drohende

schreckliche Ende. Gestern haben wir das herrliche, theure Kind begraben. Mein Unglück ist unermeßlich. Ich hatte ganz aufgehört, für mich zu sein, ich hatte mein ganzes Leben zu einem Substrat seiner Existenz gemacht, — und weiß nun nicht mehr, was ich soll. Er war so schön, so stark, so herrlich begabt, so anmuthsvoll. Ich werde es ewig nachschleppen. Und meine arme Frau! Leben Sie wohl.

67

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 2. Nov. 65

Mein lieber Freund!

Der gestrige Tag war wie ein Markttag: Besuche, Laufereien, Geld- u. literarische Geschäfte, — u. so war es unmöglich, Dir umgehend zu antworten. Vorgestern kam O. aus Frankfurt zurück, sehr befriedigt vom Nationalverein, welcher, meiner Meinung nach, doch „eine Leiche" ist u. zwar in Verwesung. Die Preußen stecken einen Chauvinismus heraus, der ganz französisch ist, von gloire u. gewonnenen Schlachten spricht, was dem übrigen Deutschland nicht behagen kann. Eigentlich ist der Nat. Ver. nur noch ein Verein von Preußen, also in sich ein Pleonasmus, eine Tautologie. — Die hiesigen komischen Vorgänge, die Corps- und Theaterbefehle sind keine Erfindung sondern ganze u. volle Wahrheit. Allerdings ist man bei Hof über den Lärm, den die Dummheiten machten, sehr betroffen, ja außer sich u. desorganisirt, das wird aber neue Dummheiten nicht verhindern, da man diese, wenn man sie beschließt, als solche nicht erkennt. Es erwarten uns in ganz Deutschland u. so auch hier nicht nur viele neue Dummheiten, sondern auch eine arge Reaktion. Wir werden es büßen, daß L[ouis] N[apoléon]

nicht mehr kriegerisch gesinnt ist. Was mich betrifft, so halte ich mich von Allem fern, einmal weil ich von jeder Aktion wenig hoffe, dann weil ich noch gar nicht in der Stimmung bin, aus mir heraus zu gehn u., ich gestehe es, Alles, was nicht mein persönliches Geschick betrifft, mir noch immer mehr oder weniger gleichgiltig ist. Noch habe ich zu viel mit mir u. mit der Stimmung in unserem Innern zu thun .... Mein lieber Freund, die Nacht, die letzte Nacht, die ich am Bette des armen Kindes verbracht, während ich ihm kalte Umschläge machte, diese Nacht ist ein ewiger Schmerz, ein reelles, wirkliches Leid, das ich nie los werden werde. Was soll Bertha erst empfinden, die sich jedes Momentes aus dem Leben des Kindes so lebhaft erinnert, wie ich dieser schrecklichen Nacht. — Aber davon nichts mehr. Unser Ludwig wird sehr gut u. prächtig, doch wird er in nichts eine Wiederholung Ninis. Er ist eben so lustig als Nini ernst war, scheint das Leben sehr leicht zu nehmen u. macht seine Zähne. Diese Woche kamen die ersten zwei zum Vorschein .... Dr. Lang, nach dem Du fragst, habe ich einmal, aber lange gesprochen; es scheint ein sehr gescheidter u. liebenswürdiger Mensch, dabei steht ihm ein angenehmes Aeußere zur Seite u. ein sehr guter Styl. Er schreibt vortrefflich — aber er versöhnt sich auch, wie alle Nationalvereinler, zu sehr u. zu leicht mit den Bismarkschen Niederträchtigkeiten, über die ich nicht hinauskomme. Mir scheint es nichts „Vorübergehendes“, wie die Leute ihre Moral beschwichtigen, wenn man Erfolge mit solchen Mitteln erzielt, die Nation sich daran gewöhnt u. die innere Freiheit dem geopfert wird. Solche politische facilité rächt sich nicht immer an Regierungen, aber wohl an Völkern u. nationalen u. populären Partheien. Ich bin in dieser Beziehung ganz Jacobys Ansicht — aber nicht, wie ich vermuthe, der Deinigen ....

Seid gesund, glücklich, heiter und treu.

Mit Gelegenheit möchte ich Euch auch gerne eine sehr

interessante Arbeit schicken: Shakespeare-Studien eines Realisten, die in wenigen Tagen als Buch erscheinen. Verf. ist der Staatsrath Rümelin, der unter uns wohnt, ein sehr merkwürdiger u. gescheidter Mann, derselbe, der als Minister das Concordat abschließen wollte — und doch sind wir sehr gut mit ihm. Es giebt so Räthsel des Lebens u. vielleicht des Ehrgeizes. Ein Abend bei ihm ist mir ein großer Genuß. Dieser Tage las er mir eine Anzahl Gedichte von seinem Freunde Strauß (David) vor, die wunderschön sind.

68

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 17. Feb. 66

Mein lieber Alter!

.... Wenn ich nicht schreibe, so ist das, daß ich, Gott sei Dank! endlich ins Arbeiten hineingekommen. Eine wahre Erlösung! — Und wenn ich arbeite, das weißt Du, kann ich gar nicht heraus, am wenigsten, um Briefe zu schreiben, denn diese ziehen mich am meisten ab .... Nie habe ich den Segen der Arbeit so gefühlt, wie jetzt, da er so lange von mir genommen war. Nichts führt so starke Schanzen auf gegen belagernde Gedanken u. Erinnerungen. Außerdem bin ich Volkslehrer geworden u. halte hier u. auf dem Lande Vorlesungen u. bekomme nach u. nach starke Uebung darin ....

Und 's Wetter?!? — Zuerst war ich wüthend über Preußen u. die Abgeordneten, daß auf den Obertribunalbeschluß nicht mehr folgte; jetzt fange ich an zu glauben, daß die ganze Sache sich langsam u. sicher zum Guten wendet u. daß Bismark u. König eigentlich nichts anderes sind, als die von der Weltgeschichte wohlbestellten Wärter u. Fütterer des großen Maulwurfs, u. daß wir, wie baufällig auch, noch sehr

interessante Tage erleben können. Ein Verfall, ein moralischer Verfall, ist am Ende doch noch schöner, tiefer u. gründlicher als eine knallende Revolution. Ein gebrochenes Bein, ein gebrochener Arm kann wieder hergestellt u. sogar noch stärker werden als vorher, aber Gehirnerweichung u. Verachtung sind unheilbar. — Davon so viel, sagt Herodot. — Von der häuslichen Chronik habe ich fast Angst zu erzählen, da dieser Tage unser holder Ludo sehr krank war. Der arme Kerl machte vier Zähne auf Einmal u. verbrachte an 48 Stunden im furchtbarsten Fieber. Solche 48 Stunden sind ein Säkulum, das gerade Gegentheil der Gärten der Armida, in denen die Zeit so schnell vergeht .... Lebet wohl u. glücklich.

69

An Ferdinand Hiller

Stuttgart d. 19. Mai 66

Lieber Freund!

Mit Ihrem Schreiben, das ich soeben erhalte, erlösen Sie mich von einer Art Bann, jenem unheimlichen Banne, den die Menschheit kennt, des Immer-schreiben-wollens u. Nicht-dazu-kommens. Es ist eigentlich unnatürlich, daß wir einander so lange nicht geschrieben u. daß Sie mir nicht schon früher einige Grobheiten sagten. Auch dies wäre eine Erlösung gewesen u. eine Erleichterung meines Gewissens. — Ich gratulire Ihnen zur Anwesenheit Ihrer Tochter. Es geht doch nichts über Kinder! Schade, daß wir Lumpe das so spät einsehen u. so spät für das Glück des Alters sorgen. Kommt dann noch Unglück dazu, wird man arg zurückgeworfen. Mein Nini wäre jetzt im 6ten Jahre. Taisons nous là dessus! Ueber meinen Arbeitstisch habe ich mir einen Zettel geklebt mit den Worten des alten Olympiers: Man muß im Leben den Ver-

lust hinter sich laßen u. den Gewinn im Auge behalten. Es ist ein Rezept wie ein anderes u. wir wollen sehen, ob es hilft. Ludwig entwickelt sich prächtig u. hat äußerlich manche Aehnlichkeit mit seinem ältern Bruder. Er ist nicht so ernst, nicht, wenn Sie es nicht komisch finden, so tief, wie mein Verlorener — sondern lustig, heiter. Erschreckend intelligent. Ich sage: erschreckend, denn Alles erfüllt mich jetzt leichter mit Sorge als mit Hoffnung. Die nächste Zukunft sehe ich auch nicht rosig. Was soll aus uns werden, wenn der Krieg wüthet u. was vor Allem aus Deutschland! Blind[1] wird überall in Süddeutschland als ein erhabener Märtyrer gefeiert, u. die ihn kannten, beweinen ihn. Er hatte hier, in Hohenheim u. Tübingen nur Freunde u. zwar innigste, wahrhaft begeisterte Freunde. Ich kenne ihn aus Aussprüchen u. Mittheilungen, die von früher datiren, u. die sind alle nur Lob u. Verehrung. Merkwürdig ist, daß er, von Carl Blind erzogen, niemals über Politik gesprochen ....

Werden wir uns diesen Sommer nicht sehen? Wir denken auf einige Wochen in die nahe Schweiz zu gehn .... Wir thun das des Kindes wegen, da der Sommer hier unausstehlich ist. An beiden Orten ist es schön, gesund u. billig, u. Sie dürften auch auf einige Zeit hinkommen.

[1] Am 7. Mai 1866 hatte der Stiefsohn Karl Blinds, Ferdinand Cohen, in Berlin ein Attentat auf Bismarck versucht, war gefangen genommen worden und hatte sich im Kerker selbst getötet.

70

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 30. Juni 66

Mein lieber Freund!

Sollen wir in so bedrängter Zeit denn gar nichts von einander hören? Ich hätte Dir längst geschrieben, aber ich verbringe die Tage im Fieber u. die Nacht in schweren Träumen. Der Jammer über Deutschland ist bereits ungeheuer; Tausende, vielleicht Zehntausende liegen bereits in Hospitälern u. auf Schlachtfeldern. Vorgestern sah es so aus, als sollte die Schlächterei ein schleuniges Ende nehmen, als sollten die Oesterreicher siegreich u. schnell vorwärts dringen; seit gestern aber schwanken die Schalen u. das ist schlimm. Man schlägt sich fortwährend. An zwei Punkten haben die Oesterreicher gesiegt, am dritten die Preußen, u. dazu kommen viele kleine Scharmitzel, die alle sehr blutig sind. Der Kampf mit den Hanoveranern war ebenfalls grausam; ein Regiment han. Husaren ist mit Kanonen zusammengeschossen worden, dafür ist andererseits ein ganzes Bataillon Gothaer vernichtet worden. Schon macht sich die Wuth des Bürgerkrieges geltend. In Böhmen ist die Erbitterung so ungeheuer, daß im Fall eines entscheidenden Sieges der Oesterreicher das Volk aufsteht u. die Preußen mit allen Waffen todt schlägt. Gerade meine geliebten Gegenden, die schönsten Böhmens, wo ich die besten Tage meiner Jugend verlebt, sind die Schlachtfelder geworden. In Reichenberg, Turnau, Jungbunzlau, wohnen meine Schwestern, u. a. Anverwandte; in J. Bunzlau war ich auf dem Gymnasium u. von Ferienausflügen her kenne ich dort jeden Stein u. Baum. Hier ist es noch ziemlich ruhig; aber der vorgestrige Tag hatte ein historisches Gesicht. Die kleine Preußenparthei weinte; Pfeiffer weinte buchstäblich; die Großdeutschen jubelten. Welch ein Jubel, daß sich Deutsche

für Andere aufs Wüthendste auffressen. Das Schreckliche ist, daß sich Alle vortrefflich schlagen, daß sich eine gewaltige Kraft enthüllt, die um so viel beßer zu brauchen wäre, u. daß sie, sich enthüllend, sich verzehrt, wie das Feuer. Wenn der Krieg nicht binnen vier Wochen so oder so entschieden wird, kommt unermeßliches Unheil u. wird Deutschland zu Grunde gerichtet. — Ich kann mich nicht entschließen, mich noch weiter vom Schauplatz zu entfernen, u. so sind wir noch immer hier; wir gehen nun schwerlich nach der Schweiz, höchstens nach Teinach im Schwarzwald, des Kindes wegen, da der Sommer hier furchtbar heiß ist ....

Unsere Arbeiten ruhn. Es kann nichts verschickt werden u. wer intereßirt sich für Bücher, u. wer hätte die Ruhe, solche zu schreiben. Hie u. da macht man, um sich doch zu expektoriren, einen Journalartikel. Deine Brochüre verliert sich leider gänzlich in diesem Lärm, so wie sich Treitschke verliert. Er ist aus Baden fort, auch Herr v. Roggenbach hat sich auf die Strümpfe gemacht u. hoffentlich folgt ihm bald der Schuft Bluntschli. Wenn Preußen geschlagen wird, mache ich die Wette, daß er in fünf Jahren in österreichischen Diensten ist. Es gibt eine unerhörte Zersetzung der Partheien; Alles wird preußisch oder österreichisch. Es wird die größte Mühe kosten, eine deutsche Parthei zu bilden. — Mir steht es jetzt fest, daß es innerhalb des Nationalvereins eine preußische Verschwörung à tout prix gegeben, die mit Bismark zusammenhing. Diese Parthei ist gewiß geschlagen. — Apropos! Den preußischen Zeitungen dürft Ihr nichts glauben; sie sind voller Lügen u. zwar bewußter Lügen. Lebt wohl u. seid glücklich!

71

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 9. Juli 66

Mein Freund!

Unsere Lieben haben sich wieder einmal gekreuzigt: diese Erscheinung macht mir immer einen gewißen Spaß, als Beweis, daß wir einander im gegenseitigen Liebesbedürfniß nichts schuldig sind. Aber was sind Briefe in solcher Zeit! Plaudern muß man mit einander, Stunden, Tage lang, sich ereifern u. ärgern. Ich glaube, wir stehen im wichtigsten Momente des Jahrhunderts, besonders für Deutschland. Der elende habsburgische Augustulus hat sich nachträglich sein Schicksal verdient durch Hereinziehung des großen Schiedsrichters, des H. Ludwig des 19. Jahrhunderts. Wie kläglich werden sich nun selbst preußische Verbrechen u. italienische, große Intentionen u. Intuitionen verlaufen! — Und das nach der Schlacht von Königgrätz, einer der fürchterlichsten, großartigsten — größer als Waterloo! Hätte Preußen u. Italien heroischen Muth, sie würden jetzt eine Bredouille beginnen, für die ihnen ganz Europa dankbar wäre u. die, im Laufe von 14 Tagen, ganz Deutschland auf Preußens Seite rangiren würde. Aber solchen Muth hat Preußen trotz aller Zündnadeln nicht. Diese sollen in der That furchtbar sein! In den ersten Gefechten u. Schlachten sind die Preußen nach den ersten Dechargen selbst entsetzt zurück gewichen vor dem Haufen von Leichen, die, nachdem sich der Pulverdampf verzogen, vor ihnen lagen. Dies ist buchstäblich wahr. — Die Deroute bei Königgrätz war nach langem u. verbißenen Kampf eine der schrecklichsten in der Geschichte. In ihrem Entsetzen warfen sich Tausende in die Elbe u. ertranken. — Trotz all dem kommen komische Sachen vor. — Von Prag zieht den Preußen der Erzbischof entgegen, wie ehemals den Hunnen! — Von meinen Verwandten weiß ich nichts!

Meine Tante in Turnau, meine Schwester in N. Bitschow sind wahrscheinlich abgebrannt, u. Alle auf der Flucht. — Diese Woche war ich in Heidelberg, um Lehwes zu sehen, fiel in einen Schwarm von Politikern, die noch immer redeten, wo nichts zu reden war. Ich war nach Mannheim zum Wehrcomité u. hier in den letzten Tagen in zwei Vereine geladen, um Reden zu halten — eine Ehre, die mir in Folge einiger Artikel u. Reden zu Theil wurde — aber wahrhaft beleidigend bedankte ich mich für diese Ehre — denn ekelhaft, höchst ekelhaft ist mir das süddeutsche Gerede u. Geschwätz. Lingua sin manos cuemo osas fablae!

Mittlerweile aber versinken wir in immer größeres Elend! .... Das über Rümelin muß auch ein Mißverständnis sein. Fromm ist der Mann ganz u. gar nicht, aber das Concordat hat er als Minister machen wollen, was ihm für immer, als Politiker, den Hals gebrochen. Im Grunde der Seele ist er ein bureaukratischer Reaktionär u. ein Anbeter von Gewalt u. Macht. — Bertha grüßt Euch wärmstens .... Ade! u. seid gesegnet für u. für! Jetzt wird es bald ein Jahr, daß Ihr hier u. auf der Solitude waret — nur die Erinnerung an die Zeit ist mir mehr als Dolch u. Folter u. niemals wird sie sich nur in „der Wehmuth tiefen Schatten" hüllen. Das Liebste u. Beste bleibt mir doch verloren. Ganz Deutschland kann zu Grunde gehn, es wird mir nicht das sein. Ade!

An Max Schlesinger[1]

Stuttgart d. 30. August 66

Mein lieber, alter Freund!

Du fragst, wie ich die Ereignisse der letzten Woche u. die jetzigen Vorgänge betrachte? Wie kannst Du fragen? Ich sage Dir nur, daß sie mich krank gemacht, daß ich durch lange Zeit ganz u. gar schlaflos wurde, u. daß ich mich nur dadurch heilte, daß ich, auf dem Lande, durch zwei Wochen keine Zeitung ansah, u. daß ich diese Diät zum Theil noch heute fortsetze. Du hast von den Dingen nur von ferne gehört: ich habe neben den großen Katastrophen die unendlichen, kleinen Niederträchtigkeiten in der Nähe mit angesehen, das schnelle Umschlagen, das kriecherische Anbeten des Erfolges, die Anbetung der Sittenlosigkeit, der Macht, der Gewalt, der Rohheit. Traurige Erfahrungen mit dem deutschen Charakter, der sich nicht um ein Jota besser zeigte, als der französische nach dem Staatsstreich. Alle Welt ist bereit, sich mit Macht u. gloire zu trösten, Niemand denkt, daß die Freiheit zu Grunde gegangen ist, Niemand, daß nicht die deutsche Nation, sondern das Junkerthum gesiegt hat, u. man thut, als hoffte man jetzt alles Gute, nur um nichts thun zu müßen u. die Niederträchtigkeit anbeten zu können. Es kommt eine infame Periode, die man resignirt vorbei gehen laßen muß. Ich will, so weit es in meinen Kräften steht, die Dinge ruhig betrachten, wie von einem andern Stern, mit einem Teleskop u. als wären die Schauspieler Geschöpfe anderer Art, sechsfüßig, mit dem Kopf zwischen den Beinen. Man müßte sonst zu Grunde gehn vor Grimm u. Kummer. Voilà was ich dazu denke. Sehr wohl that es mir, Dich so gesund u. unbeirrt von den Dingen sprechen zu hören. Sie sind nur noch sehr selten, die Menschen, die so sprechen. Du solltest demokratische Philosophen sprechen hören! so Kerle

wie O., den ich übrigens mit einem Fußtritt für immer von meinem Lebensweg in die Goße gestoßen habe. Mit so „unentwegten“ Menschen (wie die Schweizer sagen) wie J. Jacoby könnte man heute in Deutschland kein Dorf, vielleicht kein Haus bevölkern. Wegen Deines Bismarkartikels brauchst Du Dich wahrhaftig nicht zu entschuldigen. Ich versichere Dich, es ist in ganz Deutschland keine bessere Arbeit über den Kerl gemacht worden; ich habe es auch in der Freya gesagt .... Die Fortnightly Review bekomme ich, aber nicht regelmäßig; es fehlen mir einige Hefte, so z. B. dasjenige, das den I. Theil Deines Bismarkartikels enthält. Ich werde für die Revue das Meinige thun. Eine Novelle kann ich jetzt nicht für sie schreiben, da ich mit vielen Arbeiten beschäftigt bin; aber im Laufe des Winters will ich es mit Vergnügen thun. Würde sich in allen meinen Bänden nichts finden? Uebersetzen doch die Franzosen mit Wuth von mir. Was hast Du? was fehlt Dir von meinen Sachen? Hast Du die drei Bände „Nach der Natur“? ....

Uns ging es, von der Politik u. von den schlechten Einnahmen abgesehen, in der letzten Zeit so gut, als es bei noch immer schmerzlich nachwirkenden Erinnerungen u. nicht vernarbenden Wunden gehen kann. Aber seit einigen Tagen ist unser Ludo, ein prächtiger, schöner u. aufgeweckter Junge, etwas unwohl. Hoffentlich wird das bald vorüber gehen; aber die kleinste Kleinigkeit macht uns in unserer Lage schwarze Stunden. Und dies sind die Agonie-Tage unseres Nini, die sich mit jeder Stunde, jeder Minute unverwischlich in unser Gedächtniß eingeprägt haben u. von Stunde zu Stunde muß ich daran denken, wie es jetzt vor einem Jahre war. Und wenn ich, was ich nicht hoffe, noch dreißig Jahre lebe, es wird immer so sein. Ludo hat viel Ähnlichkeit mit dem theuren Kinde; das ist in vieler Beziehung tröstend aber auch Besorgniß erregend. Mein lieber Freund, der Mensch kann erstaunlich Vieles ertragen, ohne daß ihm das Herz zerspringt, aber es gibt Dinge,

die er erträgt u. nicht verwindet. Und das ist das Grausame. Der Zuschauer glaubt, das sei doch gut, daß man so viel ertragen kann, während es doch besser wäre, wenn einem das Herz platzte, wie man manchmal glaubt, daß es muß. Ich beweine das Kind heute wie vor einem Jahre u. das ist doch kein Leben. Tausend Grüße an Deine Kinder. Ich freue mich, daß in diesem traurigen Jahre aus Eurer Reise nach Deutschland nichts geworden ist. Dich hätte ich wohl sehen mögen, um mich auszuplaudern, aber für die Kinder wäre ich nichts gewesen. Bertha ist in mancher Beziehung beßer daran; die beständige Beschäftigung mit dem Kinde, mit der gegenwärtigsten Gegenwart lenkt sie mehr von der Vergangenheit ab. — Herzliche Grüße an Dein Weib u. Kaufmann, Dank an Marianne für die Unterschrift. Möget Ihr Alle aus Wales Alles Gute heimbringen, was Berge und Ozean geben können. Wir haben in Teinach im Schwarzwalde drei verunglückte, verregnete Wochen zugebracht.

[1] Max Schlesinger, einer der ältesten Jugendfreunde Hartmanns, hatte ursprünglich Medizin studiert und war dann Journalist geworden und in England als Reuterkorrespondent wie als Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung" tätig.

73

An Ferdinand Hiller

Stuttgart d. 31. August 66

Mein lieber Freund!

Diesmal war es nicht Schreibfaulheit, die mich Ihren Brief nicht beantworten ließ; es war Absicht. Ich konnte in Ihren Siegesjubel nicht miteinstimmen, u. warum sollte ich Sie darin stören? Was Sie glücklich gemacht hat, machte mich so unglücklich, so tief unglücklich, wie lange nichts. Ich wurde

krank daran u. es bedurfte einer gewaltigen Anstrengung, um mich aus tieferem Versinken herauszureißen. Für mich hat nur der Junker gesiegt u. das spezifische Preußenthum, welches das Gegentheil ist von allem Besten und Schönsten im deutschen Wesen u. Charakter. Deutschland wird (vielleicht) stärker, aber nur auf Kosten seiner Freiheit, seiner Zukunft u. einer edleren Bildung — u. die Deutschen werden Chauvinisten, das Schlimmste was man werden kann. Und das ist noch die Frage. Denn was mit Zündnadeln gebaut wird, kann durch Zündnadeln gestürzt werden. Der Katzenjammer wird von Innen wie von Außen nachkommen. — Dies Alles berührt noch nicht die große Vergiftung der Welt u. speziell eines Volkes, das eine Regierung u. ein System siegen sieht, welche alles Recht mit Füßen getreten. Es ist das die schlimmste aller Vergiftungen. Was mich betrifft so möchte ich der neuen Größe u. Einheit Deutschlands am liebsten aus dem Wege gehen, u. bekäme ich jetzt irgend einen Ruf nach Van Diemensland, ich würde ihn mit Vergnügen annehmen. Aber genug davon. Ich stelle mir vor, daß man in der Atmosphäre, in der man jetzt in Preußen lebt, diese Gefühls- u. Denkweise für Wahnsinn nimmt.

Also lieber Persönliches. Jetzt geht es uns wieder erträglicher. Erst in den letzten Tagen war unser Kind sehr unwohl u. ist noch nicht ganz wohl. Ich war sehr herunter u. drei Wochen mit Weib u. Kind im Schwarzwald, wo ich keine Zeitung gelesen. An Arbeiten war kaum zu denken; mein Kopf sah aus wie das Schlachtfeld von Königgrätz. Auch materiell fühlte ich den Krieg; die Einnahmen wurden sehr gering u. von dem Ersparten ging fast Alles hin .... Meine Familie in Böhmen hat von Krieg u. Cholera schwer gelitten — in jeder Beziehung: verbrannte Häuser, Todte, zerrüttete Vermögen, alles Elend der Flucht. Sie wohnt in Reichenberg, Jungbunzlau, Turnau, Bitschow, also auf dem Schlachtfelde. Eine meiner Schwestern in Bitschow mußte mitten in der Nacht mit ihren Kindern aus dem Bette fort, wie sie aus dem Bette gesprungen,

u. kehrte erst nach Wochen zurück. Eine Tante ist komplet ruinirt u. ich habe noch zu den Reisekosten der amerikanischen Auswanderung beitragen müßen. Es ist meine liebste Tante, eine vortreffliche, gebildete Frau. Eine Schwester wollte Jungbunzlau nicht verlaßen, um Cholerakranke zu pflegen u. wurde selbst krank; jetzt erholt sie sich. Mehrere Kinder in der Familie sind gestorben. Aber das sind Alltäglichkeiten in unserer humanen Zeit u. nicht werth, daß man ein Wort darüber verliere.

Et vous? Was machen Weib u. Kinder? u. was treiben Sie? — Wenn Sie nach allem von mir Gesagten nicht ein Zündnadelgefühl gegen mich haben, wenn neben dem preußischen Bewußtsein noch ein Funke Menschlichkeit aufkommen kann, so schreiben Sie mir bald.

74

An Paul Heyse

Stuttgt., d. 27. Nov. 66

Lieber Freund!

Nichts will ich heute, als Ihnen für Ihre amabilité grande danken. Die Franzosen setzen in diesem Falle das grande auf alte Weise nach, wenn sie die Liebenswürdigkeit als besonders große bezeichnen wollen, u. da müßte ich das grande ganz ans Ende dieser Zeilen setzen. Also nur danken. Ob ich sie behalte (Mariannele nämlich), ob ich sie den Menschenmüttern und -Töchtern vorsetzen darf, darüber will ich noch zwei bis drei Tage nachdenken u. so lange erlauben Sie mir, sie auf jeden Fall zu behalten. Wir hatten gestern einen schönen Abend. Aus London waren Piccellilis u. Marmolades angekommen; dazu u. zur Novelle luden wir Walesrode u. lasen bis Spätmittnacht u. freuten uns inniglich. Mit dieser Novelle zeigen Sie, wie

viele cordes Sie sur votre lyre haben. Daß der Verfasser des Meleager u. der Sabinerinnen diese im allerschönsten Sinne populäre u. dabei modernste Novelle schreiben können, würde man a priori nicht voraussetzen. Sie ist manchmal wahrhaft Hebel'sch. Anderer Vergleiche enthalte ich mich u. meine nur, daß manche Dorfgeschichtenschreiber, selbst in Ihrer Nähe, von Ihnen lernen könnten, o Berliner, u. Alle das Eine, daß man Dorfgeschichten ohne Misthaufen machen kann .... Ein kleiner Schwabe sagte einmal von meinem Jungen, als dieser einen Schlag auf die Hand erhielt u. die noch einmal hinreichte, daß man nur losschlage: Dös ischt ein Kerle ! ! — Und so sagte ich, als das Paket kam, Dös ischt ein Kerle ! — Weil jene Anerkennung meinem Kinde galt, ist mir das Wort überhaupt zum Ausdruck höchster u. innigster Anerkennung geworden. Wenn ich heute zum ersten Male vom Uebergange Washingtons über den Delaware hörte, würde ich auch sagen: Dös ischt ein Kerle ! Also, lieber Kerle, danke, danke ! Wenn es friert, komme ich nach München, um es persönlich zu thun. Gerne wäre ich bei der Krokodile dabei gewesen. 60 Auflagen ! Das ist wohl noch keinem Poeten, wenigstens in Deutschland, bei Lebzeiten passirt. Ist der 60 mal Aufgelegte in München? Im Jahre 1840 sang der Leipziger Marlow mit Bewunderung: Her Ludovicus Uhland ist's, der im Liede auferstanden. Unser lieber Mörike hat sich aus dem Nichtsthun ins Garnichtsthun zurückgezogen u. ist mit vollem Gehalte pensionirt. — Leuthold grüße ich herzlich zurück; ich wäre ihm ganz u. ohne Rückhalt gewogen, wenn er mir meinen Burns zurückgeben wollte. Aber auch Burns soll uns nicht entzweien... Ade ! Ich segne Sie u. Alles, was zu Ihnen gehört u. Sie liebt.

75

An Ludwig Bamberger

Stuttgrt 14. Mrz. 67

Mein lieber Freund!

Es hing an einem Haar, so hätten sich unsere Briefe wieder gekreuzigt. Ich setzte mich vor sechs Tagen eben hin, Dir zu schreiben, als Pfeiffer nach langer Krankheit eintrat, um seinen ersten Besuch zu machen .... Du schreibst, als ob ich Dir gerathen hätte, nach Deutschland zu übersiedeln. Das muß auf einem Mißverständniß beruhen. Gott bewahre mich, daß ich Dir einen solchen Rath gebe. Ich wünschte nur, daß Ihr irgend wo in der Nähe ein pied-à-terre haben möget, für den Sommer, wo man Euch leicht haben könnte u. wo Ihr Euch einige Wochen wohl fühltet — aber Ihr sollet Paris verlaßen? Nimmermehr! Nirgends in Deutschland findet Ihr, was Ihr jetzt schon in Paris habet u. nirgends würdet Ihr Euch so heimisch fühlen. Ihr würdet überall großer Kleinlichkeit begegnen u. die Freiheit entbehren, die nur Paris giebt, u. die Mannigfaltigkeit des Lebens, die Euch mehr, als Ihr glaubt, Bedürfniß geworden. Es giebt für Euch nur Paris oder eine komplete Einsamkeit, wenn Ihr überhaupt eine solche wollt. Ein deutsches Mittelding von Beiden würde Euch anekeln. Berlin ist freilich was Anderes. Aber mache Dir keine Illusionen! Mögest Du noch so sehr für die Macht Preußens sein, die Erbärmlichkeit u. Kleinlichkeit der junkerlichen Reaktion, die natürlicherweise in den nächsten Jahren von Tag zu Tag zunehmen wird, würde Dich bald abstoßen u. ihre Nähe Dir den Aufenthalt unleidlich machen. Ich meinestheils könnte nichts beßeres wünschen, da ich überzeugt bin, daß Dich Berlins Erfahrungen zu Mancherlei zurückbekehren würden, aber Dir möchte ich diese Erfahrungen u. vergebliche Mühen des Umzuges ersparen. — Und abgesehn von all dem:

wenn Du noch 100 mal mehr fürs Preußenthum wärest, Du bist nicht der Mensch, der sich im Berlinerthum wohl fühlen würde. — Mein bestgemeinter Rath ist also: Bleibe in Paris u. besuche manchmal Deutschland oder kaufe Dir daselbst ein kleines Häuschen, sehr billig, daß es sich mit einigen Wochen Bewohnung auszahlt u. so klein, daß Niemand mit Dir darin wohnen kann. -- So spreche ich, der ich nun Ober- u. Unterwelt kenne, mit der Hand auf dem Herzen u. Dir zum Wohle. Hättest Du Kinder, ich würde vielleicht anders sprechen, aber für ein kinderloses, gebildetes Paar, das außerdem Geld hat, ist Paris noch immer die schönste u. beste Stadt Deutschlands. Dixi!

Bertha hat seit acht Tagen die Grippe; das Kind ist gesund u. sehr gescheidt. Wir leben sehr stille u. zu Hause ... Seid gesund und froh!

76

An Ludwig Bamberger

Stuttgart d. 5. Juli 67

Mein lieber Freund!

Ich kann nicht in die Welt gehn, ohne Euch noch zu erinnern, daß wir existiren. Wir gehen nämlich morgen nach Berchtesgaden in Bayern, um 3—4 Wochen dort zu bleiben. Ich brauche es sehr, eben so Weib u. Kind, da man hier in einem Keßel sitzt, in dem die Luft zu einem Brei gekocht wird. Ferien thun mir sehr noth, u. doch muß ich eine Arbeit mitnehmen, eine größere, die in 4—5 Wochen fertig sein muß. Ich hoffe, daß mich die Bergluft genug auffrischen wird nach der Hetze, die ich als zweifacher Redakteur alle diese Monate ausgestanden. Von Berchtesgaden aus will ich die Amnestie benützen, um eine zwei Stunden lange Reise nach Salzburg zu

machen. Dies wird wohl mein einziger Gebrauch von der k. k. Gnade sein, denn es zieht mich nichts nach Oesterreich. Ich glaube nach wie vor nicht an deßen Zukunft, mein väterliches Haus ist zugeschloßen, verlaßen, die Geschwister in alle Welt versprengt, bis nach Pesth hinunter. Man hat mir zwar schon von Oesterreich aus gelockt, aber ich fühle mich hier wohler, als ich mich dort fühlen würde, auch heimischer, u. wenn ich mich dort auch geldlich vielleicht mieux stehn würde, so ziehe ich doch das hiesige bien vor. — Euch zu sehen, gebe ich alle Hoffnung auf, wenn Ihr nicht im Herbste irgend in unsere Nähe kommet. Ich hatte gehofft, daß Du Deine Freiheit ein wenig mehr zu meinem Vortheil u. Vergnügen benützen, daß es Dir hie u. da einfallen wird, einen Ausflug hierher zu machen. Nichts! Daran ist gewiß die Politik schuld, die verfluchte. Nach Berlin, zweimal so weit, bist Du gegangen; in die Pariser Vorstadt Stuttgart — da können wir lange warten! Du wirst sagen, ich hätte gerade so weit wie Du — aber ich habe weder das Geld noch die Freiheit. Was das Geld betrifft, so schlagen wir uns ordentlich durch, aber es ist immer ein Schlagen u. Kämpfen, u. von Freiheit ist bei mir nicht die Spur. Ich nehme sogar nach Berchtesgaden mehr Ringe der Kette mit, indem ich selbst von dort aus meine Leitartikel schreiben muß u. überhaupt Alles überwache. So ein Wochenblatt sieht einfach aus, aber jede Redaktion ist eine kombinirte Arbeit, u. ein beständiger Kampf mit Hindernißen, abgesehen von der ununterbrochenen Korrespondenz zweier Redaktionen u. dem tödtlichen Manuskriptlesen. Fabula docet, daß der freie Vogel den gefangenen Gimpel besuchen sollte. — Wäre nicht das Bischen Liebe, ich würde mich sehr ärgern über Welt u. Leben, aber das Bischen ist gut, denn Weib u. Kind sind brav u. schön u. entwickeln sich beide, immer beßer, von Tag zu Tag. Ludo wird ein außerordentlich gescheidter, lebhafter Kerl u. ist hoffentlich gesund. Und so lebt wohl u. zum Schluße noch ein Wort im Vertrauen: Wenn Du mir

nicht ein mögliches Rendez-vous giebst, komme ich trotz Allem im Herbst zwischen zwei Nummern, auf 2—3 Tage, nach Paris. Dann steh beschämt, wenn Du bekennen mußt, ein guter Mensch etc. Ade! Seid glücklich.

77

An Paul Heyse

Stuttgt. d. 30. Aug. 67

Dieses, lieber Freund, hat nur den Zweck, den richtigen Empfang der Guerazzi zu bestätigen u. sehr zu danken. Arg beschäftigt habe ich die Novelle kaum noch ansehn können, u. darf ich mir nicht einmal erlauben, mit Ihnen zu plaudern, wie ich es gerne thäte. — Ich bin allein, Weib u. Kind in Cannstatt, weil es hier vor dumpfer Hitze nicht auszuhalten. Sie, Glücklicher, haben all das schöne Isar um sich. Aber es ist auch schön, so jeden Abend hinauszupilgern u. ein tägliches Wiedersehn hat auch seine Reize. Gregorovius ist, Auerbach war hier. Letzterer hat mir diesmal einen wahrhaft widerwärtigen Eindruck gemacht; er sprach von nichts als von Fürstlichkeiten, mit denen er umgehe, u. von seinen Verehrern u. Verehrungen. Ein Mensch, der sich in kleinliche u. kleinlichste Eitelkeiten förmlich auflöst — in unserer Zeit! ... Grüßen Sie mir jene Lieblichkeit, que vous savez!

78

An Fürstin Anna Troubetzkoi

Stuttgart d. 5. October 67

Meine theure Fürstin!

Ist es nicht gegen die Natur, daß ich so lange ohne Nachricht von Ihnen und von Catherine bleibe? Catherine begreife ich. Sie ist glücklich mit ihrem Kinde und vergißt die Welt,

besonders die entfernte. Von Ihnen aber fürchte ich, daß Sie Unwohlsein am Schreiben hindert, sonst hätten Sie gewiß schon das Bedürfniß gefühlt, mir über Catherine als Mutter zu berichten. Ich hatte im Stillen immer die Hoffnung genährt, noch im Herbste nach Paris und Bellefontaine kommen zu können; aber nachdem ich Wochen in den Alpen zugebracht, erlaubt es mir jetzt weder meine Beschäftigung noch andere Verhältniße, wieder auf Reisen zu gehen. In Berchtesgaden waren wir außerordentlich glücklich und gesund, und mein Ideal ist es jetzt, es dahin zu bringen, daß wir jedes Jahr auf einige Wochen dorthin oder in irgend einen anderen stillen Alpenwinkel uns zurückziehen können. Gegenwärtig werden mir von Pest aus große Anerbietungen gemacht, wenn ich die Redaction einer großen Zeitung übernehmen wolle. Ich schwanke, denn ich würde zum vollkommenen Sklaven täglicher Arbeit mit großer Verantwortlichkeit. Das Ladende an der Sache ist nur die finanzielle Seite, die Sicherung des Lebens. Aber es würde mich eine große, große Ueberwindung kosten, mich in das halb barbarische Land zu beseitigen, mich halb und halb lebendig zu begraben. — Ist Catherine noch bei Ihnen? Einen Wolkenbruch von herzlichen Grüßen über sie; ich schreibe ihr sobald ich weiß, wohin?

Was sagten Sie zu des armen Szarvady Unglück? Aber was ist da zu sagen? Mich traf es wie ein Steinwurf ans Herz, daß ich nicht athmen konnte, und alle alten Wunden brachen wieder auf. Bei solchen Gelegenheiten fühlt man der Menschheit ganzen Jammer, die Unsicherheit des Bodens, auf dem man steht, und die Unheimlichkeiten der Räthsel, die uns umgeben. Hätte ich nicht Weib und Kind, ich säße vielleicht schon irgendwo in einem Kloster.

79

An Fürstin Katharina Orloff

Wien, d. 22. Octob. 68

Meine theuere Katherine!

Endlich bin ich so weit in Ruhe, daß ich Ihnen vor Allem zur Genesung Ihres Kindes, die in diesem Augenblicke hoffentlich ganz vollendet ist, gratuliren und einige Nachrichten über uns geben kann. Die Krankheit des guten, kleinen Alexis war eine sehr schmerzliche préoccupation in einer Zeit, wo wir uns mit so vielen Äußerlichkeiten beschäftigen mußten, wie sie eine so durchgreifende Veränderung mit sich bringt, und in der That waren wir mit weniger als halber Seele dabei. Dazu kam noch, daß ich während dieser ganzen bewegten Zeit sehr leidend war. Seit 4 Tagen sind wir hier, aber noch lange nicht in Ruhe, da unsere Sachen nicht angekommen sind. In einigen Tagen beginnen meine Arbeiten, und ich habe noch keine eingerichtete Stube, alle möglichen Sorgen und dazu körperliche Schmerzen. Aber auch das muß durchgemacht werden, um endlich zu einer, wenn auch arbeitsvollen, doch sorgenlosen Zeit durchzudringen. Ich gehe mit einiger Angst an meinen neuen Beruf,[1] da man viel von mir erwartet und ich eigentlich, in Folge meiner Krankheit, weniger Herr meiner Fähigkeiten bin, als jemals. Aber auch da müßen Muth und Pflicht hinüberhelfen. — Daß Sie an meinen Geburtstag dachten, während ich ihn selbst beinahe vergeßen habe, hat mich tief gerührt. Sie sind und bleiben eben immer die alte treue Seele, an die ich oft denke, wie an einen Anker. Möchte nur Ihr Glück immer auf gleicher Höhe bleiben mit Ihrem Wesen und Ihnen die Heiterkeit treu sein, die Ihrer Seele von Natur eigen ist. Der feste Wille kann da viel, aber es gehört auch ein gütiges Schicksal dazu. Vor Allem sei nur Ihr Kind gesund! Das ist die Hauptsache, und das wißen wir. Alles Andere ist Trödel. —

Bertha schickt Ihnen alle möglichen loves, und sie kann es, denn sie hat viel im Vorrath und besonders für Sie. Ludo gedeiht und gedenkt Bellefontaines wie eines Paradieses. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß er vielleicht einst Ihrem Kinde etwas wird, ein Freund und Paladin. Warum sollte sich so etwas nicht forterben? Und wäre es nicht schön, wenn es wäre? besonders wenn es mir gelingt, ihn zu einem kräftigen, tapferen, treuen Manne zu erziehen? Der Mama küße ich beide Hände in aller Freundschaft, und Mariannen unsere Liebe für ihre Briefe, und für Marie alles Gute. Denken Sie Alle oft an mich, denn ich beginne einen schwierigen Lebenslauf.

[1] Nachdem sich der Plan mit dem „Pester Lloyd" zerschlagen hatte, erhielt Hartmann einen Antrag von dem Herausgeber der „Neuen Freien Presse", den literarischen Teil des Blattes zu redigieren. Nach kurzem Überlegen sagte er zu. Bevor er aber Deutschland verließ, machte er noch mit Frau und Kind im April einen Abstecher nach Paris zu Troubetzkois; im Sommer war er in Kreuznach, im Herbst übersiedelte er nach Wien.

80

An Leopold Kompert

Döbling, d. 24. Juni 70

Mein lieber, alter Freund!

Gestern Abend war Dr. Kunnwald bei uns, und von ihm erfuhren wir, daß Sie u. die Frau Gattin ein herzlicher Gruß wohl in Genf erreichen könnte. Sofort nahm ich mir vor, zu versuchen, ob ich noch schreiben kann — u. siehe da, es geht! Und so grüße ich denn die Reisenden der Wanderjährler auf das Allerherzlichste in meinem u. der Meinigen Namen. Alles Gute u. alles Schöne möge Ihnen auf steilen wie auf geraden Wegen, zu Wasser u. zu Lande begegnen — terra marique,

toga sagoque! Amen! Wir wünschen Beide Ihnen Bädekers sein zu können, Bertha für die Natur, ich für die Geschichte. So könnte ich doch einen Theil meiner Schuld abtragen. Ich mache gemäßigte Fortschritte, aber noch nicht Einen aus dem Garten hinaus, u. dazu wird es im Laufe dieses Sommers wohl schwerlich mehr kommen[1]. Doch habe ich manchmal sehr gute Tage u. erträgliche Nächte. An schönen Tagen sage ich mir, daß ich trotz Allem zufrieden u. glücklich sein kann. Sie wißen warum, denn mein Weib ist immer dieselbe brave u. mein Junge derselbe liebe Kerl.

Aber mein Arm erlahmt, u. ich kann nicht, wie ich wollte länger mit Ihnen weiter plaudern. Ich merke, daß ich noch sehr sterblich bin. Wenn Sie Châtelaine besuchen, grüßen Sie uns unsere Anverwandten viele tausend Mal u. sehen Sie sich gut die Kinderchen an, um uns darüber zu berichten; für mich besonders die Aelteste, Gitta.

[1] Hartmanns Krankheit war eine Nierenerkrankung; die eine Niere war bereits ganz zerstört, eine dauernde Genesung nicht mehr zu hoffen.

81

An Max Schlesinger

Döbling d. 1. Novemb. 70

Mein lieber Alter!

Ein Schlemihl bin ich in des Regenten Sold, das kann Dir schon das Datum sagen. Wir sollten schon seit mehreren Tagen in unserer Stadtwohnung sein, da bricht in dieser der Scharlach aus. Wir waren in der größten Verlegenheit, da wir hier heraus mußten, aber Friedländer rettete uns, indem er uns seine sehr schöne hiesige Villa öffnete, in der wir nun sitzen, u. wohl bis Mitte Dezember sitzen werden. Das Schicksal meints nicht gut mit mir, u. am Allerwenigsten mit Bertha,

die aus den Plackereien der beständigen Umzüge nicht heraus kommt. Was meine Gesundheit betrifft, so habe ich täglich einige lebenswerthe Stunden noch immer nur mit Hilfe des Opiums .... Es ist erschreckend, wie die Verlogenheit dieser Franzosen in dieser Zeit zum Vorschein kommt, u. sie selbst zu Grunde richtet. Ich habe Mitleid mit meinem schönen Frankreich u. mit meinem schönen Paris, aber ich vergeße es, so oft ich die Franzosen sprechen oder handeln sehe. So sehr haben sie sich verlügt, daß sie die Bedeutung der Worte nicht mehr kennen, u. daß sie keine andere Art der Regierung u. des Umganges mit dem Volke kennen, als die, die sie Napoleon lehrte. Wo sie nichts retten könnte als Wahrheit, gebrauchen sie gewißenlos Lug u. Täuschung. Es ist ein Jammer. — Ist Szarvady noch nicht bekehrt? Auch er war zu lange in dieser Atmosphäre — was für einen Magyarember doppelt gefährlich ist.

Mein gutes Weib grüßt Euch Alle herzlich. Sie ist immer dieselbe. Wäre sie es nicht — wo u. was wäre ich. Ludo wächst u. ist ein starker Kerl. Dein Kästchen mit Werkzeug für ihn ist noch nicht angekommen. Grüße mir Weib u. Kinder, u. seid glücklich u. freuet Euch mit Bewußtsein des Friedens, der Gesundheit u. des genügenden Einkommens — drei der herrlichsten Dinge. — Allen Segen auf Eure Häupter. — Aus Fontainebleau schreibt man mir, daß es Jedermann lieber mit den Feinden als mit den Franc-tireurs zu thun habe, die aussähen wie die Räuber u. „sehr rauh“ seien.

In Vorbereitung:

Carlo Goldoni

Das Komische Theater

übertragen und eingeleitet von

Lola Lorme

Goldonis mit Unrecht in Vergessenheit geratene „Memoires de sa vie et de son théatre" werden hier dem deutschen Leser zum erstenmal in würdiger Übertragung vorgelegt. Seit 1788 (dem Erscheinungsjahr der ersten Übersetzung) blieb dieser kulturgeschichtliche Schatz unbeachtet.

In überaus anmutiger, farbenfroher und fesselnder Darstellung entwickelt Goldoni nicht bloß sein eigenes Leben und Schaffen, er gibt auch ein lebendiges Bild seiner ganzen großen Epoche. Die künstlerische Geschlossenheit reiht das Werk unter die bedeutendsten Selbstbiographien großer Männer. Diese Neuausgabe von Goldonis „Komischem Theater" ist eine wertvolle Bereicherung der deutschen Memoirenliteratur.

Das Buch wird geschmückt mit wertvollen Bildbeigaben nach bisher unveröffentlichten Stichen aus der „Albertina"

DUE	DUE
4.28.87	



